

Klockejuppmann wor ene jode Minsch, on die Nüsser Kenger
hannt et bedut, als hä net mie de Klockschel ongerm Monster-
tohn trecke konnt. Ävver et fing net, die ärm Knoche didde
net mie mött. Klockejuppmann wod krank, stärvenskrank. Die
Bejunge em Klösterke wosse, datt för „Josef“ och bahl de Klock
jeschlage hatt, on schedden öm der Jehsliche op et Zemmer.
Dä es mött Juppmann jott fädig jewode, so jott, datt dä Kaplon
döckes on jühr ens no däam Kranke kicke kohm. Juppmann
wod emmer ärmsselliger, ävver hä hung am Läve on blevv
kuraschd bäs en de letzte Minütt, als hä bahl net mie spreche
konnt. Dä Kaplon seht öm de Wöt vor, on Juppmann datt treu
on brav nohbedde. On schließlich sprach dä Hahr: „Jesus, dir
leib ich.“ Juppmann neckde nöhm Kopp on seht et noh. „Jesus,
dir sterb ich.“ „Fñh, Hahr“, schrau Juppmann op, „datt sag ech
nett, datt sag ech net! Ech meut doch noch jett lälve! — Et
Läve schingt doch noch e bitzke wät zo senn, wät mennet ehr?“

Napoleon's Grab

Even Gedin läßt zur Zeit auch eine Neubearbeitung seines berühmten dreibändigen Volks- und Abenteuerbuches „Von Pol zu Pol“ erscheinen, von der jetzt der in sich abgeschlossene 2. Band mit dem Titel „Vom Nordpol zum Äquator“ vorliegt. Geschichte und Menschenkunde, Tiere, Völker und großartige Vandalenmärchen — Wissenschaft und Kunst haben teil an den spannenden und belehrenden, humorvollen oder ergreifenden Kapiteln des Buches, von denen wir das über Napoleon Bonaparte abdrucken.

Im Eifelturm gehen wir über das Marsfeld nach dem Invalidenhaus. Früher wohnten in diesem gewaltigen Gebäude mehrere Tausend Invaliden des französischen Heeres, jetzt füllen nur geschichtliche Erinnerungsräume seine Säle.

Unter der goldenen Kuppel des Invalidendoms, die fast in allen Gegenden der Stadt sichtbar ist, treten wir in einen runden Tempelsaal, der eine ebenfalls runde, einige Meter tiefe Krypta umschließt, die nach der Dachkuppelung hin offen ist. Auf ihrem Fußboden liegt man in Mosaische hochsteinerne Namen: Nivoli, Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram und Moskau. Zwölf Marmorsäulen, Sinnbilder großer Siege, und 60 eroberte Fahnen halten Nacht an dem mächtigen Sarkophag, dessen roter Porphyraus Sibiriens die Gebeine Napoleons umschließt.

Durch blaues Glas gedämpft, fällt mild das Tageslicht in die Krypta. Auch die lebhafteste französische Unterhaltung verstummt in der Grabkammer Napoleons. Tiefes Schweigen umgibt die sterblichen Reste des Mannes, der während seines Lebens die Welt mit dem Donner seiner Geschütze und dem Waffengestoss seiner Heerschaaren erfüllte und im Laufe weniger Jahre die Karte Europas vollständig veränderte.

Die feierliche Stille, die erhabene Bauweise und die ernst-dämmerung haben etwas tief Ergreifendes. Welche Fülle von Bildern steigt aus dieser Krypta vor unserm geistigen Auge auf!

Ein blaublauer Knabe spielt auf dem Schoße seiner Mutter in Naccio. Ein junger Revolutionär hält voll glühender Begeisterung anstreichende Reden in den geheimen Klubs zu Paris. Ein Reich und erst zieht der Schatten des erst sechsundzwanzigjährigen Generals vorüber; nach glänzenden Siegen kehrt er aus Norditalien zurück, wo er wie ein Sturmwind über die Ebenen der Lombardie hinfuhr, als Sieger mit feierlichem Gepränge in Mailand seinen Einzug hielt und die uralte Republik Venedig auf immer aus der Zahl der unabhängigen Staaten zu streichen wachte.

Vor dem Altarfenster erhebt sich, von goldgelbem Licht umflossen, das Bild des gekrönten Heilands. Es mahnt uns an den Zug des kaiserlichen Heeres nach Neapel und dem Heiligen Lande. Frankreichs größter General führt die Flotte aus dem Hafen von Toulon. Er entgeht Nelsons Vierschiffen und Fregatten, erobert Malta, segelt auf der Nordseite der Insel Kreta und westlich um Rhodern herum und landet mit 40.000 Mann in Alexandria. Auf dem Weg nach Kairo verschmachten die Soldaten im Wüstenland. Sie erreichen den Nil und stoßen mit dem ägyptischen Heer zusammen. Am Fuß der Pyramiden unterliegt der Orient dem Feldherrn des Okzidents.

In östlicher Richtung schreitet der Heereszug weiter nach Syrien hin. Fünf Jahrhunderte sind vergangen, seit die Kreuzfahrer das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen versuchten. Nun führen wieder abendländische Waffen im Arabistan und am Fuß des Berges Tabor, und der französische General besiegt vor den Toren Nazareths die Türken. Doch inzwischen hat Nelson die französische Flotte vernichtet; die Mäule des republikanischen Heeres ist dem Untergang geweiht. Napoleons Traum von einem morgenländischen Reich ist mit den Flammen des letzten Lagerfeuers in Rauch aufgegangen. Mit zwei Fregatten verläßt er Neapel, landet in Tripolis und der tunesischen Küste hin und kommt allmählich bei Nacht mit ausgedehnten Laternen durch die Meerenge zwischen Afrika und Europa. Bei seiner Ankunft in Paris begrüßt ihn der stürmische Jubel des Volkes.

Nach und nach gewöhnt sich das Auge an das matte Licht unter der Kuppel des Invalidendoms, und das Weiß der Marmorsäulen und Statuen gibt unsern Gedanken eine andere Richtung. Den Tassen der Äthen: dem Großen Sanft Bernhard, dem Sanft Gotthard, dem Mont Genis und dem Simphon, den höchsten Bergen Europas bietet der erste Konflikt, wie einst Hannibal, mit vier Armeekorps Trost! Soldaten ziehen die Kanonen durch gefrorene Schneeweichen und sammeln sich erst auf italienischem Boden wieder in Reih und Glied. Bei Marengo knirscht ein neues Siegesband an die französische Fahnen, und Europas Schicksal liegt nun in der Hand des mächtigsten Mannes von Frankreich.

Austerlitz! Isten wir jetzt in dem Mosaischen Kaiser ist nach Mähren gezogen, und seine Legionen fedten unter dem goldenen Adler. Die Gardebataillone reitet die russische Garde nieder, und Napoleons große Armee vernichtet die Heere der Oesterreicher und Russen; die französische Artillerie zertrümmert mit ihren Geschossen die Eisbunde eines Feindes, damit die fliehenden Gegner mit Kanonen, Wagen und Pferden umkommen.

Ein neues Wort: „Jena!“ Die Preußen wurden vernichtet, ihre Festungen und ihr Land zwischen Elbe und Oder zerstört! Erfurt, Magdeburg, Stettin und Lübeck ergeben sich, während der Sieger in der Hauptstadt Friedrichs des Großen, in Berlin, einzieht!

Wir hören die Schritte der Kolonnen und das Trabpfeifen der Pferde im Rot polnischer Straßen, auf den blutigen Schlachtfeldern bei Vultust auf der Ostseite der Weichsel und bei Glatz in Westpreußen, wo die Reichen hantelten im feierlichen Schmelz liegen. Napoleon selbst fermet auf seinem Schimmel daher nach der Schlacht bei Friedland in Ostpreußen, wo die Russen verlustreich geschlagen wurden. Gardekavallerie und Husaren reiten mit gewogenem Säbel an ihm vorüber; ihre begeisterten Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ zittern noch heute um die Fahnen des Sieges, und hinter dem Siegesjubiläum hallen die Landstraken Europas von den Hufschlägen der Pferde wider: es sind die Voten, die zwischen dem Hauptquartier und Paris hin und her reiten.

Napoleon zieht nach Wien und droht Oesterreich zu zerhacken. Er steht in der blutigen Schlacht bei Wagram, nordöstlich von Wien, macht selbständige Staaten zu Provinzen Frankreichs, ihre Herrscher zu seinen Unterthanen und verteilt Krönungskronen an Verwandte, Freunde und Generäle. Sein Reich erstreckt sich nun von Danzig bis Cadix, von der Mündung der Elbe bis zum Tiber, wie einst das Reich Karls des Großen! Der Korke steht an Ruhm und Macht so hoch wie früher seit den Helden des altrömischen Reichs.

Patronette und Säbel, Kutsche und Helme blitzen im Sonnenschein: Napoleons unüberwindliche Heeresmassen ziehen

unter Regimentsmusik und fröhlichen Liedern über den Rhein; eine halbe Million Soldaten ist auf dem Marsch nach Moskau, Russlands alter Hauptstadt. Unübersehbare Heerschaaren, Reiterwadronen, Kanonen und endloser Troß wälzen sich über die russischen Landstraken von Wilna nach Witebsk und Smolensk. Die Russen wissen, daß es um ihre Freiheit geht; sie stecken ihre eigenen Städte und Dörfer in Brand, verheeren ihre Provinzen und ziehen sich ins Innere zurück, wie sie es schon 100 Jahre früher taten, als Karl XII. von Schweden in Russland einbrach. Endlich kommt es zur Schlacht an der Moskwa, und das französische Heer besetzt die Stadt. Aber dann erheben die Flammen des Brandes von Moskau die Septemberrächte weit umher!

Auf einer der Treppen des Kreml steht ein kleiner Mann im grauen Waffengürtel und in schwarzem, dreieckigem Hut. Die Hände auf dem Rücken, schaut der Kaiser nachdenklich in die Flammen, die bald gelb, bald schwarz-braun von Rauch über die Häuserreihen hinrollen. In einer Woche ist das alte Heiligtum der Moskowiter in Asche verandelt.

Draußen auf die Straßen von Paris senkt sich die frühe Winterdämmerung nieder, und die Schatten zwischen den Säulen um Napoleons Grab werden dichter. Aus diesen Schatten aber lösen sich menschliche Gestalten, die mit Hunger, Kälte und Ermattung kämpfen. Die Zeit des Unglücks ist heringebrochen! Die große Armee ist auf dem Rückzug. Am Rand der Landstraken häufen sich Leichen, fortgeworfene Waffen und zurückgelassenes Gepäck. Die Kanonen bleiben im tiefen Schnee stecken, und ganze Regimenter sinken nieder wie reife Ähren unter der Sense. Scharen hungriger Wölfe folgen ihrer Spur; sie begnügen sich mit den Leichen, während die schwärmenden Kolonenhäuten die Leberlebenden niederhauen. An der Brücke über die Peresina, einen Nebenfluß des Dniepr, kommen 30.000 Mann um! Aller Gehorsam ist zu Ende; alle Bande der Manneszucht sind gelockert.

Mit einem Witz besetzt, einen Riesenfisch in der Hand, marschiert der besiegte Kaiser wie ein gemeiner Soldat mit in Reih und Glied. Das raube Klima ihres Landes ist der Russen stärkster Verbündeter; ihre vorsichtige Kriegsführung tut das übrige, das an Zahl weit überlegene Heer der Franzosen gänzlich zu vernichten.

Nun herrscht fast Dunkelheit um uns. Bei Leipzig stehen Russen und Oesterreicher, Preußen und Schweden Napoleon

gegenüber. Hier stürzt sein stolzes Reich wie ein Kartenhaus zusammen; sogar die Hauptstadt Paris wird erobert; und die Krone sinkt vom Haupt des Kaisers! Als Gefangenen führt man ihn durch das Rhonetal über Lyon nach dem Meere und zu Schiff nach Gêbra.

Aber noch ist die Kraft dieses Mannes nicht erschöpft. Noch einmal erfüllt sein Name die Welt mit Schreden. Auf einer Brigg und mit sieben kleinen Schiffen segelt er nochmals der Küste Frankreichs entgegen. Nur 1100 Mann bilden seine Armee; ihm genügen sie zur Wiedereroberung Frankreichs! Er zieht über die westlichen Verzweigungen der Alpen; in Grenoble ist die Schar seiner Begleiter schon auf 7000 gestiegen; in Avon begrüßt man ihn als Kaiser; und Paris öffnet ihm seine Tore.

Nicht steht alles auf einer Karte; in Belgien soll die Entscheidungsschlacht stattfinden. Wieder ziehen sich an den Grenzen Frankreichs feindliche Heere zusammen; Europa ist endlich der beständigen Kriege müde; es gilt, einen vernichtenden Schlag zu führen. Bei Belle-Alliance, einer Scharlagergruppe unweit Waterloo, kämpft Napoleon zum letztenmal; hier wird sein Geschick auf ewig besiegelt.

Noch einmal verläßt der Kaiser seine Hauptstadt — jetzt auf immer. In der Hafenstadt Rochefort, zwischen den Mündungen der Loire und der Garonne, geht er an Bord einer englischen Fregatte. Nach einer Seereise von 70 Tagen wird er auf der kleinen Insel St. Helena im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans eingekerkert, wo er die sechs letzten Jahre seines Lebens in harter Gefangenschaft verbringt! Unter den Weidenbäumen im Tal gräbt man ihm hier sein Grab.

Nun herrscht völlige Finsternis unter der Kuppel des Invalidendoms. Stimmungslos und düster erwacht die Wirklichkeit um uns her. 19 Jahre nach dem Tode seines Feldherrn fordert Frankreich den teuren Staub zurück; das einsame Grab unter den Weiden von St. Helena wird ausgegraben, der vierfache Sarg aus Holz, Blei und Eisenblech in Gegenwart einiger Getreuen, die jene sechs langen Jahre des Kaisers Gefangenschaft geteilt haben, geöffnet; in der grün und weißen Uniform der Gardejäger liegt der Sieger von Marengo und Austerlitz verwest vor ihnen!

Man bringt die Leiche in eine französische Fregatte, die Kanonen donnern, und die Flaggen wehen auf halbmast. In Cherbourg in der Normandie wird der Sarg an Land gebracht; zum letztenmal hält Europas Eroberer mit militärischem Glanz unter der Anteilnahme ganz Frankreichs seinen Einzug in Paris! Von 16 mit Trauerfloren behängten Pferden gezogen und von den Veteranen der Napoleonischen Kriege begleitet, fährt der Leichenzug durch die Straßen zwischen dichten Reihen von Soldaten mit kaiserlicher Pracht unter dem Triumphbogen der Place de l'Étoile hindurch und durch die Champs-Élysées zum Dom der Invaliden, wo der Sarg in dem Porphyrsarkophag beigesetzt wird.

So erfüllt sich der in St. Helena niedergeschriebene letzte Wille des Welteroberers: „Ich wünsche, daß meine Asche am Meer der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe.“

Der goldene Graf

Graf Bragadini, der Goldmacher — In Venetien geehrt, in München gehängt

Vor einigen Wochen wurde von einem deutschen Gericht wieder einmal der ominöse Goldmacher Tausend wegen Betrugs erneut ins Gefängnis geschickt. Er hatte Versprechungen auf seine „Kunst“ gemacht und vielen von denen, die nie alle werden, das Geld für seine „Experimente“ aus der Tasche gelockt.

Unsere aufgeschaltete Zeit hat für so viel naives Vertrauen nur ein Lächeln übrig. Aber im sechzehnten Jahrhundert glaubte man an den Stein der Weisen, mit dem es möglich sein sollte, Gold zu machen. Und dieses Jahrhundert war auch die Blütezeit der Schwindler in aller Welt, die von der Dummheit der lieben Menschen herrlich und in Freuden lebten. Einer der gefährlichsten und zugleich erfolgreichsten Gauner dieser Richtung wurde vor genau 400 Jahren auf Cypern geboren. Er hieß mit seinem Geburtsnamen Mamogno und war Grieche. In seiner Jugend machte er die Bekanntschaft der beiden gefürtesten Schwindler seiner Zeit, der Engländer John Dee und Edward Kelly, und von ihnen muß er wohl auch das Geheimnis des Steins der Weisen erhalten haben, das nicht in dem Rezept bestand, Gold zu machen, sondern in der Anweisung, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. In Wirklichkeit verfügte Mamogno über für die damalige Zeit sehr bedeutende chemische Kenntnisse; und er nahm für sein späteres Verbrechen eine Weisheit mit: daß der Verbrecher groß auftreten müsse, um wirkliche Erfolge zu haben. Einiges Tages zog Mamogno mit großem Gefolge in Venedig ein. Er hatte seinen Namen geändert und nannte sich nunmehr Graf Marco Antonio Bragadini. Ueber seine Per-

sonität hüllte er den Schleier des Mystischen, aber, um die dumpe Neugier der zahlreicheren Nichtstuer in Venedig zu befriedigen, ließ er durchblicken, daß er der Sohn des Grafen Bragadini und einer Zigeunerin sei. Auch seine Lebensgeschichte machte er romantisch. Danach war er aus dem Kloster entlaufen, nachdem der Abt von ihm verlangt habe, er solle ihm sein Geheimnis preisgeben, nämlich, die Kunst des Goldmachens.

Sehr rasch hatte der angebliche Graf in Venedig Freunde gefunden, die ihm die notwendigen Summen für seine Versuche vorstreckten. Der Graf machte sein Geheimnis aus seiner Goldblase. Vertraute Freunde durften immer zusehen. Die Zeremonie ging so vor sich, daß Graf Bragadini in einen Kessel Quecksilber schüttete, das in einem Kessel kochen mußte. Dann nahm er seine Geheimtinktur und schüttete sie dazu, und siehe da, nach geraumer Zeit ergab das Gebräu ein genaues Pfund reinen Goldes.

Der Ruhm des Grafen wuchs, und auch seine Gemeinde wurde mit diesem Ruhme immer größer. Täglich meldeten sich bei ihm Adlige, die sich an dem Geheimnis der Goldmacherei beteiligen wollten. In kurzer Zeit hatte der Graf Bragadini eine runde Million guten venetianischen Contants zusammen, und er wäre ein Narr gewesen, wenn er dieses Geld ängstlich festgehalten hätte. So gab er große Feste, und der Chronist meldet, daß an seiner Tafel täglich gegen fünfzig Personen saßen. Auch der Herzog von Venedig glaubte, diesen seltenen Mann besonders ehren zu müssen und gab ihm eine Leibwache von fünfzig Mann. Bragadini kaufte das Palazzo Dandolo und lebte einen guten Tag.

Die Fugger hatten nie viel von Wundern gehalten. Aber als ihnen ihr sonst sehr nützlicher Korrespondent aus Venedig schrieb, daß tatsächlich der Stein der Weisen gefunden zu sein scheint, und zwar durch einen gewissen Grafen Bragadini, der unter vielen Augen Gold gemacht habe, da strengten sich die Fugger an, diesen seltenen Mann nach Augsburg zu bekommen. Der aber konnte die genaue Art der kaufmännischen Familie und blieb lieber in Venedig, zusammen mit seinen beiden Puddoggen, die er seine beiden Teufel nannte.

Papst Gregor XIV. aber hielt eine glänzende Philosophia gegen diesen Mann. Er warnte vor diesem Manne und versprach jedem, der sich mit dem Goldmacher einließ, die Hölle. Schließlich kommt jeder Schwindler an das Tageslicht. Die Gläubigen drängten, und Bragadini hatte sein Geld zum Fenster hinausgeworfen. So schüttelte er den Staub von seinen Füßen und begab sich auf die Wanderschaft.

Nach mancherlei Irrfahrten kam er auch nach München. Er glaubte, daß ein anderes Land vielleicht seinem Schwindel noch mehr leisten würde und seine leeren Taschen füllen könnte. Aber hierin sollte er sich verrechnen haben. Die Münchener waren skeptisch, und es fiel ihnen auf, daß der gute Graf immer nur ein genaues Pfund Gold herstellen konnte.

Die gingen nun im Gegensatz zu den leichtgläubigen Venetianern wissenschaftlich zu Werke und erkannten, daß der Graf Bragadini gar nicht Quecksilber auf den Herd stellte, sondern Goldmalagen, und daß seine Tinktur nichts weiter war, als gefärbtes Wasser.

Als sie das erkannt hatten, warfen sie den Grafen ins Gefängnis. Er wurde zum Tode verurteilt und am Morgen des letzten Januars 1590 öffentlich hingerichtet. Er bekam ein Armeeländersäckchen aus Goldblättern auf den Herd gestellt, seinen Füßen in demselben Augenblick geteilt, als er seine Betrügerfelle auszog, und



Zum 350. Todestag Augusts von Sachsen
Kurfürst August von Sachsen nach einem Gemälde von Lucas Cranach, August 1. (1526–1586), der sich um die Kultur und Wirtschaft seines Landes große Verdienste erwarb, starb am 12. Februar vor 350 Jahre.

ein Kartenhau
erobert; und
als Gefangenen
nach dem Meere

erschöpft. Noch
den. Auf einer
nochmals der
bilden seine
Frankreichs!
der Alpen; in
auf 7000 gefie
und Paris öffnet

en soll die Ent-
sich an den
en; Europa ist
nen vernichten-
r Häusergruppe
mal; hier wird

uptstadt — jetzt
schen den Mün-
an Nord einer
70 Tagen wird
südlichen Teil
die sechs letzten
verbringt! In-
ihm hier sein

Ruppel des An-
acht die Wirk-
de seines Hel-
at; das einlame
ausgeschaukelt,
sch in Gegen-
jahre des Kai-
der grün und
von Marengo

Freigatte, die
halbmaß. In
an Band ge-
mit militä-
nreichs feinen
hängenden Her-
vonischen Feld-
erlicher Pracht
durch die Stra-
steile hindurch
Juwelen, wo
wird.

schriebene letzte
eine Wache am
Volkes, das

gehängt

über, um die
kändig zu be-
n des Grafen
eine Lebensge-
dem Kloster
habe, er solle
ist des Gold-

edig Freunde
ir seine Ver-
nis aus lei-
mer zuleben.
dini in einen
ochen mußte,
ete sie dazu,
bräun ein ge-

ne Gemeinde
lich melbeten
Goldmaderen
at Tragadini,
unters zula-
dieses Geld
ste, und der
fünftägig Be-
glaubte, die-
und gab ihm
kaufte das

halten. Aber
t aus Vene-
gefunden zu
n Tragadini,
stengten sich
burg zu be-
stimmten
mit feinen
unte.

hilippika ge-
e und ver-
e, die Hölle.
geblüht. Die
Geld zum
ub von lei-

h München.
n Schwindel
llen könnte.
München
gute Graf
te.

higen Vene-
z, daß der
Gerd stellte.
chts weiter

ten ins Ge-
Morgen des
bekam ein
in verges-
l", wurden
als er jeine



„Ach, dein Zauber, Heimateerde,
hält noch heute mich umspinnen.
Alles, was ich jemals werde,
hab ich einst von dir genommen.“

(Dr. Wiegershaus.)

Mit diesen Dichtworten leitete vor ungefähr 8 Jahren Dr. Zander seine Programmrede bei der Gründungsversammlung der Heimatfreunde ein. In dieser Rede sagte er dann auch u. a.: „Wir gedenken auch mit größerer Abenden, (s. B. rheinischen Heimat-abenden) an die Öffentlichkeit zu treten, um so alle, die unsere gute Stadt lieben, um unsere Fahne zu sammeln.“

Damals hätten die Gründer kaum gedacht, daß es einmal nicht nötig sein würde, mit solchen Veranstaltung an die „Öffentlichkeit“ zu treten, daß einmal kein neuer Saal groß genug sein würde, um die Heimatfreunde unter sich zu solchen Veranstaltungen zu fassen, da aus der kleinen Gruppe mehr als 1200 Mitglieder wurden.

Zum erstenmal haben nun die Heimatfreunde am Montag einen solchen Heimatabend außer der Reihe der traditionellen Anlässe veranstaltet, wozu allerdings doch ein außerer Anlaß vorlag, da der Vorstehende Karl Steins 60 Jahre alt wurde und es diesen Ehrenstag auf eine besonders würdige und sinnige Art zu feiern galt.

„Musik op'm Dörpel!“ Konnte man für diesen Abend ein glücklicheres Thema wählen? Werden doch alle Erinnerungen durch nichts so sehr geweckt als durch die alten Melodien und Lieder, die aus jener Zeit herüberklingen. Und dann der Dörpel, der Treppenaufgang vor der Haustüre, jener nachbarschaftliche „Thingplatz“, auf dem man Freud und Leid austauschte. Ja, was der „Dörpel“ bedeutete, das sagten uns Papp und Mann im Verlauf des Spiels, da sie eindrucksvoll Karl Kreiners Beitrag zum Spiel vortrugen:



... noch Bruder Rustikus' Ständen

Musik op'm Dörpel

Aus dem Spiel der Neusser Heimatfreunde

Diese alte Dörpel.

Wenn ich op'm Dörpel geh,
meint ich mött kenne tunische.
Et lött ich hore von de Speh
et meicht on beß beluische.
De Stroot erop, de Stroot eraff,
de janze, lebe Koberichschaff
mott ich von bei regere.
Stonn ich op'm Dörpel an de Döhr,
kann kenne an medy tippe.
Ich tohm medy majestätisch vor,
troß Vafelung on Trippe.
Da Dörpel datt es minne Thron,
on hann ich och lenu jolde Kron,
datt lött medy net scheneere.
Da Dörpel, lövot et medy, da es
e Stöck vom jode Alde.
Wenn hä o h mött der Ziet verschleß,
hä hätt ich brav jehalde.
Watt meint ich wail, wie mähliche Trett
da Dörpel utjehalde hätt
en sinnem lange Lave.
Wenn ich da alde Dörpel sehn,
dann dröhm ich von de Dohre,
wo mer als Rute op de Stehn
vom Dörpel jöddlich wore.
Da Dörpel nohm ons op dr Schoot,
hä wolt dann jonge Rüsler Blot
en Blaaz zem Sechle iawe.

op'm Dörpel



Marieke widersteht weder Schängles Mundharmonika ...

Da unverfälschte Jongelichlag
ditt medy da Dörpel lehre.
Op'm Dörpel halt ich Tag jör Tag
ons Rüsler Blat en Ehre.
Bei jonnem echte Rüsler Kall
well ich de Ziet wott meint ich wail,
do h dödes medy verdrieve.
Da Dörpel hätt mählich Ved jehöt
on lött et net verdärrve.
Da jriele Dörpel wödd net möd,
et wieder ze verärrve.
Da wott ich fömmt on wott verjeht,
datt ichäne Ved, datt Dörpelsled,
datt mott ons Kenger blieve.

So lebte denn auf der Bühne noch einmal jene alte Zeit auf in einem Stadtbild aus Großvaters Zeiten. Der Erfolg, den der Abend hatte, hat seinen Gehalt nicht gegeben. Und wenn die durch eine Veranstaltung ausgelösten Gefühle jemals maßgebend für die Beurteilung ihres Wertes sind, so war es bei der Musik op'm Dörpel der Fall.

„Papp hätt Namensdag“, das ist eine Gelegenheit, bei der musiziert und gesungen und auch sonst gefeiert wird und da die Autoren allerhand nette Szenen hineingekreut hatten, die die musikalischen Dinge aufs lustigste verbanden, so vergingen die zwei Stunden, die das Spiel währte, nur allzu schnell. Die Hauptdarsteller Papp und Mann, das waren wohl unsere Uroßeltern, Schängles und Marieke unsere Großeltern und Tant Min, ja, das ist die ewige Tante, um die Bravheit der Jugend stets befragt, allzu befragt, aber mit einem guten, treuen Herzen. Und all die andern die da auftraten, sie alle haben einmal gelebt und alle leben heute noch fort in ihren Nachkommen, und niemand anders als diese waren es, die sie im Spiel gestalteten.

Und dann wurde Musik gemacht, Ziehharmonika, Mandoline, Gitarre, Zither und Klarinette, und es fehlte auch nicht die Drehorgel, und dann wurde gesungen, echte deutsche Volkslieder, die nicht an eine Zeit gebunden sind, besonders prachtvoll vorgelesen von einem gratifizierenden Quartett. Natürlich fehlten auch nicht jene herrlich sentimentalen Lieder, wie das vom jungen Offizier:

„Ich bin ein junger Offizier von 21 Jahren,
Meine Lebenszeit ist aus und ich muß in's Totenhaus.
Hier liegt mein Säbel und Gewehr und alle meine Kleider.
Solbat bin ich nicht mehr und ich bin kein Kriegsmann mehr.
Und bin ich einst gestorben, so wird man mich begraben.
Rein Grab von Marmorstein und kein Kreuz von Eisenblech.“

Und dann das Lied von Louise am Blumenbeete:

„Im tiefen Tale, wo der Nordwind wehte,
da stand Louise am Blumenbeete,
da stand die Blume, so weiß wie Schnee, ja Schnee,
so eine Blume hab ich noch nie gesehen.“

Die Autoren und Darsteller? — Es waren Heimatfreundinnen und -freunde, die aus ihrer Jugend abgeschrieben haben oder die



Das Drehfester der kleinen Leute

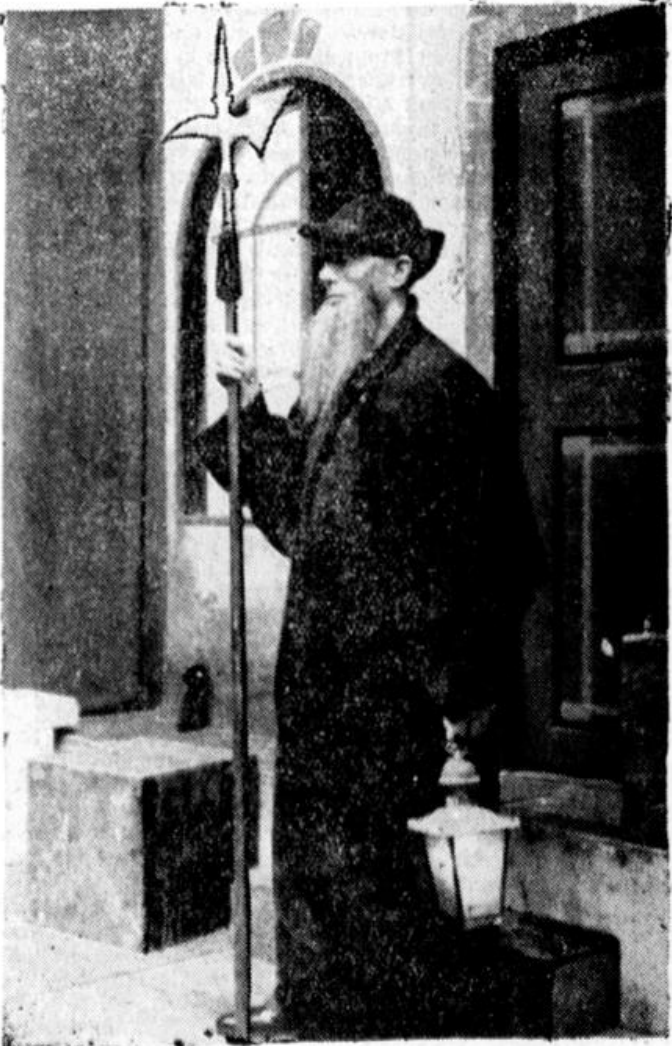
Erinnerungen spielen, die sie daheim von der schönen Zeit im guten alten Neuss erzählt bekamen.

Man hat gelaßt an dem Abend und erfahren, daß man das auch von Herzen kann ohne larvenhaftigen Anstrich, daß diese Herzensfreunde, die man da erlebte, viel länger vorhält.

Stimmungsvoll klang dann das Spiel aus mit dem Luitinus auf des Nachtwächters:

„Sanft Luitinus, binnetwäge
kommt mer onger Roddes Säge.
Sanft Luitinus op dem Lohn,
du böst eine Stadtpatron.
Eine Dag es lohm vergange,
hät ne neue ahngefange.
Sanft Luitinus, ichwenn de Rahn,
op dina Hölp kommt alles ahn!“

W. Pf.



Hört ihr Leute und laßt euch sagen ...

Fotos: W. Pfeiffer

Ein Plinius Traktat

Skizze von Werner Riemann.

Salso, Peggy! Eben war wieder jemand in der Zeitung... Also du kannst mir nicht mit 5 Pfund unter die Arme greifen? Das ist hart, alter Junge. Nein, die Pferde, — die scheußlichen Pferde. „Anastasia“ hat mich 10 Pfund gekostet. Ja, leider, ich habe noch fünf Schilling in der Tasche. Die Hotelrechnung für die vergangene Woche ist heute fällig, und ich weiß beim besten Willen nicht, wie — würde ich ja, Peggy. Aber ich komme doch hier nicht heraus, bevor ich die Rechnung bezahlt habe. — Heiratsanzeige? — Das war früher einmal, Peggy, — heute habe ich fünfundsiebzig auf dem Bude! Und außerdem muß die Anzeige bezahlt werden. — Im Klub? Mensch ich sag dir doch: ich hab kein Betriebskapital!! — Wie wäre es mit drei Pfund, Peggy? Du bekommst sie wieder, mein Wort darauf! — Du, hör mal, das ist eine Beleidigung! — Na ja, aber unter uns beiden gilt mein Wort natürlich. Vielleicht kannst du ein Pfund entbehren, wie? — Verdammst, Fräulein, ich spreche doch noch! Hallo, Peggy, Hallo!!

Mr. Clarence Benner schüttelte während den Kopf und trommelte mit der linken Hand auf der Schreibtischplatte. Statt des etwas heiseren Organs seines Freundes Peggy vernahm er nach einem Aufsehn eine weibliche Stimme, die plötzlich in den Draht gekommen war. Seine erste Reaktion war, den Telefonhörer während in die Gabel zu werfen, mit einemmal aber hielt er inne, presste den Hörer noch dichter ans Ohr und lauschte angepannt. Ein gewisser Name war ihm aufgefallen.

„Spreche ich mit Mr. White persönlich?“ Die Frau in der Zeitung wiederholte ihre Frage und Benner vernahm deutlich die Antwort. „Sehr wohl, gnädige Frau. Mit wem spreche ich?“ — „Hier ist Lady Kennworth. Ich spreche vom Rip-Carlton aus. Wir sind nur auf der Durchreise in London, fahren schon morgen nach dem Continent. Mein Mann hat dienstlich in Putzest zu tun.“

Benner hörte vom anderen Ende des Drahtes ein paar mit Ehrfurcht gesammelte Worte, dann fuhr Lady Kennworth fort: „Sie müssen mir ein Risiko abnehmen, ich will den größten Teil meiner Schmuckstücke hier zurücklassen und nur ein paar Kleinigkeiten mitnehmen. Ich möchte nun, daß Sie mir heute nachmittag einen vertrauenswürdigen Mann ins Hotel schicken, der meinen Schmuck abholt. Es ist ohnehin dies und jenes daran zu machen. Im Diadem meiner Großmutter haben sich drei Perlen gelöst und eines der Armbänder schließt nicht mehr.“

„Sehr wohl, Mylady. Es wird mir eine Ehre sein, den Kennworth-Schmuck durchzusehen. Wenn Mylady gestatten, werde ich meinen Geschäftsführer Mr. Fiedling schicken. Mr. Fiedling ist in jeder Beziehung verlässlich. Wenn Mylady wünschen, können wir ein Erkennungswort verabreden.“

„Das wäre mir in der Tat lieb, White! Bedenken Sie, daß Sie selbst den Schmuck seinerzeit auf 30.000 Pfund geschätzt haben! Und das war vor dem Valutasturz!“

„Dürfte ich mich erlauben, Mylady das Codewort vorzuschlagen? Vielleicht nehmen wir „Gen“?“

„Nein, White — davon wird soviel in England geredet! Sagen wir ganz einfach „Telefon“! Ich erwarte also Mr. Fiedling heute nachmittag. . . Und in vier Wochen laße ich die Sachen wieder von Ihnen abholen. Good bye, Mr. White. Die Antwort des Duweliere war wiederum nur ein ehrerbietiges Geknurre, dann verkündete der Draht:

Clarence Benner ließ nach einem tiefen Atemzug den Hörer in die Gabel zurückfallen und lehnte sich triumphierend in den Schreibtischstuhl zurück. Sein Geist erging sich in den Gedanken rosig-goldener Zukunftsträume. Paris, New York, Monte Carlo, — Orte, die vor zehn Minuten noch außerhalb seiner ippigsten Phantasien gelegen hatten, waren plötzlich nahegerückt. Mr. Clarence Benner, d. h. eigentlich hieß er anders, aber zur Zeit nannte er sich so, war weder fromm noch abergläubisch, aber in diesem Augenblick dankte er dem holden Engel von Herzen, der die Drähte des Telefons mit gütigen Fingern durcheinander gebracht hatte? Was kümmerten ihn Peggy und die 5 Pfund, die ihm jener verweigert hatte? Welch ein glücklicher Augenblick, als der Name White an Benners Ohr gedungen war! Den kannte ja jeder Londoner. Das war der Mann, der in der Oxford-Street eines der größten Juweliergeschäfte Europas besaß. Benner hatte in seinem Leben zu viel mit Geld und Juwelen zu tun gehabt, um den strahlenden Laden von White u. Co. in Oxford-Street nicht zu kennen. Genauer gesagt: der sogenannte Mr. Benner hatte schon allzu oft in englischen Gefängnissen gesessen, um nicht alles Wichtige über die Bedeutung von Schmuckstücken zu wissen. Nun hatte ihm ein gütiges Schicksal dieses Telefongespräch geschenkt — gerade in einem Augenblick, da er mit fünf Schillingen auf dem Trodenen saß. Er erhob sich und ging zu dem großen Wandspiegel, wo er sich eine ganze Weile betrachtete. Zu seiner Zufriedenheit stellte er fest, daß die hagere Gestalt, das grau melierte Haar, der kleine Spitzbart gut einen Geschäftsführer eines Juweliergeschäftes vorkommen konnten.

Er klingelte dem Kellner und bestellte einen Lunch, wie er ihn schon seit einer Woche nicht mehr zu nehmen gewagt hatte. Der schwere Scherz, der das einsame, aber nachhafte Mahl beschloß, beschälte seine Phantasie. Er malte sich die Reise nach dem Kontinent recht anschaulich aus, überlegte, unter welchem Namen er wohl auftreten könne. Denn die meisten seiner Namen, die er schon getragen hatte, waren nicht mehr zu verwenden, weil sie schon zu oft die Richter beschäftigt hatten. — „Sir Whensday“, das war der Name, unter dem ihn sein Buchmacher kannte — dieser Schuft, der ihm den verfluchten „Anastasia“-Tip gegeben hatte! Clarence Benner leerte mit Angrimm das dritte Glas Sherry, als er an den Namen „Anastasia“ dachte. Vor fünf Jahren hatte er eine Fürstin Anastasia kennengelernt, die ihn drei Tage vor der Vermögensüberschreibung entlarvt hatte und für zwei Jahre ins Gefängnis gebracht hatte! Und im letzten Herbst hatte er an dem Pferd „Anastasia“ 200 Pfund verloren. Trotzdem hatte er vor drei Tagen in Ascot seine letzten 10 Pfund auf dieselbe „Anastasia“ gesetzt. Das elende Vieh war als Sechster durchs Ziel gegangen. — Plötzlich kam ihm ein trivialer Gedanke: Er würde sich in Paris und Monte Carlo „Anastasia“ nennen — ein phantastischer Name, phantastisch wie der Coup, den ihm der Telefondraht soeben in den Schoß geworfen hatte. Mr. Benner leerte hoffnungslos das vierte Glas Sherry, dann nahm er seinen Hut und verließ das Hotel.

Er schlenderte gemächlich nach Oxford-Street, rubelte hier eingehend die Auslagen der Juwelierfirma White u. Co. einsehend. Man konnte nicht wissen, ob Lady Kennworth etwas über die Novitäten von Mr. Fiedlings Firma hören wollte. Dann wandelte er gemächlich durch Marble Arch in den Hyde-Park, hörte eine Weile dem Gerede eines Methodistenzredners zu und schlenderte dann weiter. — Gegen drei Uhr langte er vor dem Rip-Carlton-Hotel an, nachdem er vorher das Lampenfieber, das er ein wenig verspürte, in einer Bar mit einigen Gläsern Sherry hinuntergepöpselt hatte. —

„Lady Kennworth im Hause?“ Der Portier nickte höflich. Benner war befriedigt, daß seine Persönlichkeit noch immer

Vertrauen einflößte. „Zimmer 85, Sir, soll ich hinauftelefonieren?“ — Mr. Benner nannte seinen Namen und sich in einen der schweren Sessel nieder.

„Mylady läßt bitten!“ Ein Zimmerkellner war vor Benner aufgetaucht. Und dieser fuhr mit ihm im Lift in das dritte Stockwerk, wo ein reizendes Mädchen mit einem Häubchen ihn nach Zimmer 85 führte. Sie verschwand hinter der Tür, kam gleich darauf wieder zum Vorschein. —

Lady Kennworth saß an einem kleinen Koferschränkchen, als er eintrat. Sie war nicht mehr jung, aber von einer gewissen Schönheit und sehr gepflegt.

„Einen Augenblick, Mr. Fiedling“, begrüßte sie Benner, als er eintrat, und fuhr fort zu schreiben. Er wartete geduldig und spürte wieder das verdamnte Lampenfieber in ihm aufsteigen. Er hatte plötzlich das Erkennungswort vergessen. Wie war es doch gleich, zum Teufel? „Gen!“ Anastasia? Der elende Scherz hatte ihn wahrhaftig benebelt! Wie war es doch gewesen, als er an Telefon — „Telefon!“ Gott sei gelobt, er hatte das Codewort! Nicht eine Sekunde zu früh, denn Lady Kennworth erhob sich jetzt und kam auf ihn zu. — „Ich hatte mit Mr. White ein bestimmtes Wort verabredet, das — „Telefon!“ Das wichtige Wort kam aus Benners Mund wie ein Pfeilschuß. Lady Kennworth nickte befriedigt, dann ging sie zum Schreibtisch zurück und drückte auf einen unsichtbaren Knopf. Gleich darauf trat die Joke ein. — „Bringen Sie mir das Kästchen aus dem Schlafzimmer, Ann.“

Und zwei Minuten später sah Mr. Clarence Benner, der eigentlich ganz anders hieß, etwas, das ihm das Blut ins Gesicht trieb und sein Herz zum Klopfen brachte: Der Inhalt eines leberbezogenen Koffers, den die Lady vor ihm ausbreitete. Eine Reihe an Gold, Diamanten und Perlen! Benner erkannte sofort, daß White nicht zu hoch gegriffen hatte, als er den Schmuck auf 30.000 geschätzt hatte. Ein wundervolles Diadem, Kollern, Armabänder, Ringe, Spencer vermachte kaum die Augen von all dem Glanz loszureißen, und die Frage Lady Darlington's „Sie haben wohl eine Empfangsquittung mitgebracht“, drang nur wie aus weiter Ferne an sein Bewußtsein. Dann aber riß er sich zusammen. Verdammst, an das hatte er nicht gedacht! — „Verzeihung, Mylady“, sagte er, nachdem er eine Weile verzweifelt in seiner Briefstasche herumgewühlt hatte, „ich habe stets Formulare der Firma bei mir, — aber vor einer halben Stunde sind sie mir ausgegangen. Ich pflege stets mehrere Kunden an einem Tage zu besuchen. Ich komme heute von einer Dame, die mir einige Reparaturen für White mitgegeben hat. Habe dort meinen letzten Firmenbogen verbraucht.“ Er glaubte, in Mylady's leichtgeputetem Gesicht einen leisen Schatten von Mißtrauen zu gewahren. Aber ihre nächsten Worte beruhigten ihn wieder. — „Nun gut, dann darf ich Ihnen vielleicht diesen Block zur Verfügung stellen, Mr. Fiedling.“ Sie wies auf den Schreibtisch. — „Vielen Dank, Mylady!“ Benner füllte sich um etliche Zentner erleichtert. Er nahm auf dem Rand des Stuhles Platz und ließ die einzelnen Stücke des Schmuckes durch seine Finger gleiten, während er die Beschreibungen auslas. — Es war ein herrliches Gefühl, diese kostbaren Dinge in Händen zu halten. Das ist meine Reise nach Paris, dachte er, während er ein Armaband mit den Fingerringen betrachtete, — und hier habe ich den ersten Einlaß für das Kasino: — ein Smaragdtring lag in seiner Hand. Mit dem Diadem werde ich mir ein Bankkonto anlegen — oder Kumpferde halten, die besser laufen als die verfluchte „Anastasia“. Der Gedanke an die lächerlichen zehn Pfund, die er auf den jämmerlichen Gaul gesetzt und verloren hatte, brachte ihn zu einem Lächeln, während er den Namen „seiner“ Firma und den seinen unter das Verzeichnis setzte.

Der Wunderdoktor

Von Clara Stechan.

Da lag der Hof. Weiher Sand ringsumher, als ob ein menschenfreundlicher Müller sein Mehl ausgedünnet hätte. Hinter dem kleinen Haus begannen die märkischen Höhen ihre dunklen schwebelartigen Konturen gegen den Himmel zu zeichnen.

Der Fremde, der mit einem Handkoffer von der kleinen Station herübergekommen war, hielt einen Augenblick vor dem Fauerbach's Hof. Er überblickte die Zahl der Fenster des Hauses und sein Auge haftete nachdenklich auf dem Giebelstein, dessen eine Scheibe zerbrochen war und wie eine Wunde in dem sonst schmucklos geputzten Haus wirkte. Man hatte ihn vom Hof aus schon erblickt. Ein halbwegsiger Burche hob sich jähred näher, riß die Mütze vom Kopf: „Sind Sie der Doktor, den die Gutsleute aus der Stadt vertrieben hat? Der Bauer hat letzte Nacht wieder arg gemüht. Die Großmutter meint, er hat das Reiben, aber wir andern meinen, er spinnt!“

Der Fremde fährt auf. „So, so, ja, ich werde wohl der Doktor sein, mein Junge! Führ mich also schnell zum Bauern.“ Die Großmutter Gustel ist in ihrer Würde gekränkt, daß der Doktor, den sie persönlich um seinen Besuch gebeten, sich nicht zuerst bei ihr meldet. Gar kein Benehmen haben die Männer heutzutage! Aber wenn er nur hilft, ist alles gut, denn die Gustel ist gern in dieser Stelle, wo sie Herrin spielen darf, weil der Bauer stets fränkelt.

Der Fremde klettert die weiß gekalkte Stiege im Haus hinauf, er atmet den eigentümlichen Duft ein, der aus dem weissen Streuland auf den Dächern und aus der Küche und Keller zu strömen scheint. Mit einem Ruck klinkt er die Tür zur Schlafkammer des Bauerns auf und steht dann vor dem gewaltigen Bett, dessen aufgemalte Blumen schon ein wenig verblaßt sind.

Milde sieht der Bauer dem Eintretenden entgegen. Seine Züge sind weiß und sonnenverbrannt, seine Augen scheinen die Umwelt gar nicht zu sehen. Und während der Fremde seine Hand schwer auf einen Stuhl stützt und auf Worte für den Kranken, Worte, die behutsam und sorgfältig mit diesem alten, arbeitssamen Menschenherzen umgehen werden, redet der Bauer schon.

„Gibt sich alle Mühe um mich alles Brand, die Großmutter! Hat mir zugeredet: Der Doktor heißt Euch bestimmt, Bauer! Na, da hab ichs eben gewagt und ihr erlaubt, daß ich Euch hole. Seht Euch nur neben mich. Ist gut, wenn man einmal mit einem vernünftigen Mannsbild schwätzen kann. Weiß eigentlich gar nicht, was mir fehlt. Wird wohl der Kummer sein, der im Herzen frist. . . Seht, zwei Pöben hab ich verloren, beide im besten Alter, wo ein Mann seine Kräfte ver-

Spruch

Von Herbert Sachn

Bei jedem Bissen Brot

Denk' an der Sonne Rot,
Die Korn auf Ackerlein hat erwärmt
Und wachsen ließ aus Liebe.

Bei jedem Bissen Brot

Denk' an des Bruders Not,
Der einsam sich am Hunger härm't,
O du, den Gottes Segen wärmt —
Gib ihm — Brot und Liebe.

Er reichte der Lady die Quittung und versenkte die Duwelen sorgsam wieder in das Kästchen. In diese Tätigkeit vertieft, sah er nicht, wie Lady Kennworth beim Ueberlesen der Bescheinigung kugelte. Nachdem er das Kästchen in seiner Altentafel versteckt hatte, ging er schnell zur Tür. — „Mr. White sagte mir, daß Mylady die Sachen in vier Wochen wieder abholen wüßten. Wir werden uns beeilen, die kleinen Mängel zu reparieren.“ — Lady Kennworth hand mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt, und Benner konnte unmöglich sehen, daß sie auf den Klingelknopf gedrückt hatte. Einmal. Das Zimmermädchen. — „Einen Augenblick, Mr. Fiedling, ich möchte Sie bitten, Mr. White zu bestellen.“ — „Zwei Mal, das war der Kellner, — daß er mit dem Diadem vorsichtig umgeht.“ Drei Mal: Der Geschäftsführer, — „Es ist ein kostbares Erbstück, und ich möchte nicht, — vier Mal, das war der Hotelbetriebs, — möchte nicht, daß irgendwas daran beschädigt wird. Ich danke Ihnen, Mr. Fiedling.“

Aber der Mann, der sich für eine halbe Stunde so genannt hatte, hatte bereits erkannt, daß es seinen Sinn mehr hatte, die Fillion aufrecht zu erhalten. Schon bei Lady Darlington's letzten Worten hatte sich die Tür geöffnet, und es waren kurz nacheinander das Zimmermädchen, ein Kellner, ein beleibter Herr mit Gehrock und Hornbrille und schließlich ein schlanker, junger Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen eingetreten. Beht standen sie da und blickten von Mylady zu Spenser, bis plötzlich der zuletzt Erschienene rief: „Hallo, Kid? Was treiben Sie denn hier. Haben wir uns nicht das letzte Mal vor dem Untersuchungsrichter gesehen?“

Benner stieß ein kurzes Lachen aus. Aber er sagte nichts. Stattdessen gab Lady Kennworth dem Detektiv kurzen Bericht. „Kommen Sie ein bißchen mit mir ins Büro hinunter, Kid!“ schlug der Detektiv vor. „Dort werden wir weiter sehen. Aber Mylady's Schmuckstücke lassen Sie besser hier.“

Mit merkwürdig weichen Anien und einem leeren Lächeln folgte ihm Benner die Treppe hinunter, wobei der Kellner und der Geschäftsführer ihm sorgfältig das Geleit gaben. Unten in der Halle begegnete ihm ein großer, breiter Herr im grauen Anzug, den der Geschäftsführer höflich begrüßte. „Sie wollen sich bitte sojgleich in Ihre Zimmer bemühen, Mylord“, sagte er hinzu. „Mylady erwartet Ihre Vorbesicht.“

Kennworth fuhr mit dem Aufzug hinauf und war eine Minute später im Zimmer seiner Frau, die mit dem kleinen Schmuckfassette in der Hand inmitten des Zimmers stand. Sie war ein wenig blaß, lächelte ihm aber freundlich entgegen. — „Sieh nur, Patric“, sagte sie, obwohl er den Zusammenhang nicht begriff, „das mit dem Stidwort „Telefon“ hat er sich gut gemerkt, aber bei seiner Unterschrift hat er die Fassung verloren. Ich glaube wirklich, er wäre dieser Fiedling, bis ich das da las!“

Lord Kennworth nahm die Quittung entgegen. Sie war mit einer lauberen Handchrift geschrieben, und unter dem Schmuckverzeichnis standen die merkwürdigen Worte:

„. . . für White u. Co.

Anastasia.“

Der eine ist vor einem halben Jahr von der Tenne gefallen, drüber steht Ihr sein Grabkreuz über der Erde. Und der andere . . .

„Der andere . . .?“ fragt der Fremde jäh und blickt den alten Mann durchdringend an, wenn der nur diesen Blick auf-finge. Aber er träumt vor sich hin. . . Na, der Zweite ging nach Amerika, war wohl 22, als er Abschied nahm. Das Tienen lag ihm nicht auf einem Hof, wo der Bauer Herr werden sollte. Zwölf Jahre lang hat er alle Wetterjahre einmal geschrieben, hat Geld geschickt, als die Mutter starb, sie hat einen Marmorengel davon aufs Grab bekommen.

Zeit vier Jahren habe ich nicht ein Wort mehr von drüber gehört. Meine Briefe kamen zurück, der Junge wohnte nicht mehr an der angegebenen Stelle. Muß gestorben sein, sonst hätte er seinen alten Vater nie verlassen.“

„Bei Gott, nein! — Und er hat's auch nicht.“ verbessert sich der Fremde schnell und geht aus Fenster, damit der Bauer die aufbrechenden Tränen nicht sieht. „Seht Bauer, das ist meine Mission hier auf dem Hof: ich soll Aufklärung bringen von einem aus Amerika!“

Da knackt das Bett, mit einem Ruck sitzt der Bauer auf, reißt und starrt zum Fenster hinüber, atmet schwer und kratzt die Hände in den harten bunten Beugen.

„Seht, Bauer.“ spricht der Fremde weiter. „Euer Sohn hatte vor vier Jahren drüber ein Weib genommen, das nur die Großstadt liebte und eifersüchtig war auf jeden Brief aus der fernen märkischen Heimat des Mannes. Und als die Frau vor zwei Monaten am Kindbettfieber starb und auch das Neugeborene gleich mitnahm, hat sie vorher ihrem Mann einen verschließbaren Kasten übergeben, der bara seine vielen Briefe an daheim, die sie nie befordert hatte aus Furcht, ihr Mann könne sie eines Tages mitnehmen wollen zu dem verhaßten kleinen und einsamen Hof in der märkischen Weide. Nach jener Weichte hat sich der Verlassene dann aufgemacht, um jenseits des Ozeans diese traurige Geschichte zu erzählen und . . .“

Wie ein Bliz fährt der Alte aus dem Bett, reißt den Decken zu sich heran: „Gerecht! Geiricht! Wo hab ich denn meine Augen gehabt! Großer Gott, daß Du mich diese Fremde noch erleben läßt nach allem Kummer!“ Und fest und aufrecht steht der Bauer, seine Augen glänzen und sein Feuer frömt auf den Jungen über, der, noch gitternd über das wunderbare Glück seiner Heimkehr, des Vaters Hände nicht aus den seinen läßt.

Und dann stürzt die Maad herein, hochrot im Gesicht: „Bauer, Ihr habt den Innrechten erwischt, der richtige Wunderdoktor ist eben erst angekommen und wartet in der Küche!“

Ein Wunder ist geschehen, der Bauer ist aufgestanden, die Gustel lacht ihn mit offenem Munde an, wie er halb lacht, halb schluchzt: „Lach gut sein, Mädchen, dies ist mein Wunderdoktor! Und beacht mir den andern gut und laß ihm: die Konkurrenz wäre diesmal flinker gewesen als . . .“



Das FORT der letzten Patrone

Im Kampf mit den Drusen von F. WESTPHAL

1. Fortsetzung

Ich ließ meine Reiter ausschwärmen und reichte alles, was herumlief, um das nacheinander zu retten und noch ein Gewehr hatte, ein Kornwägen feuernd, zogen wir uns so zurück, und wenn der Gegner zu hart nachdrängte, stießen wir blühend vor und lagten ihn etwas zurück. Dadurch bekamen die Flüchtigen etwas Luft; es gelang dann auch einigen tüchtigen Offizieren, die Leute zu sammeln und den Rückzug in einigermaßen geordnete Bahnen zu bringen. Hinter uns tobte der Sieger, und langsam ließen die Verfolger von uns ab, um auch ihren Anteil an der Beute zu sichern.

Hundert gegen tausend

Von El Mesraa bis Ezraa, der Bahnstation, waren es noch nahezu 30 Kilometer. Auf unserem Wege lagen links und rechts von der Straße acht oder neun Druisendörfer, die von dem Untergang der Kolonne Michaud längst Nachricht hatten und uns am Wege aufwarteten. Wir mußten hindurch, ein anderer Weg blieb uns nicht übrig. Von allen Seiten hörten wir den Marschgesang der auf El Mesraa zueilenden Druisenhäufen. Zwischen Tara und Kirate hatten sie uns entdeckt und fielen über uns her. Wir waren kaum hundert, gegen tausend. Statt auf der Straße zusammenzubringen und sich geschlossen zur Wehr zu setzen, warfen die vor Angst wahnsinnigen Menschen ihre Flinten fort und suchten sich neben der Straße im Gestrüch zu verstecken, wo sie erst recht den Drusen in die Arme liefen und von ihnen abgeschlachtet wurden.

Die Offiziere und einige ältere Unteroffiziere hielten sich an unseren Steigbügeln fest und rannten mit uns, was die Lungen hergab. Ununterbrochen nach rechts und links feuernd, erreichten wir Bosra el Hariri, wo uns von Ezraa alarmierte Kavallerie und drei Panzerwagen entgegenkamen. Nun erst ließen die Verfolger von uns gänzlich ab, und wir kamen glücklich nach der Station, hinter deren Mauern wir geborgen waren. Von meinem Trupp fehlten fünf Mann; sie wurden nie wieder gesehen.

Am Nachmittag kam ein Panzerzug von Damas mit frischen Truppen und holte Michaud nach dort. Meine Genarmen fanden auf dem Bahnsiege und schickten dem General ein Spottlied nach, das es in sich hatte; kein Wunder, denn die Erbitterung unter den Überlebenden des Massakers von El Mesraa — und es waren deren keine hundert — schrieb die Schuld an der Niederlage dem General zu. Er verschwand dann auch langsam und langsam aus dem Lande. Auch Sarraïl wurde abgerufen; an seine Stelle trat General Camelin.

Die schwere Niederlage der Franzosen bei El Mesraa brachte naturgemäß alle noch schwankenden Stämme auf die Seite der Aufständischen. Es bildete sich ein „Nationales Komitee zur Befreiung Syriens vom französischen Joch“, das alle waffenfähigen Drusen aufrief, bis zum letzten Tropfen Blut gegen die fremden Bedrücker zu kämpfen. Die gewaltige Beute legte die Drusen in den Händen der Männer zu bewaffnen, der Schmuggel blühte, ungehindert kamen über die Grenze von Palästina und Transjordanien gewaltige Karawanen mit Waffen und Munition. Der Aufruhr griff immer mehr um sich, und vom Jordan bis an den Euphrat brannte das ganze Land.

Am furchtbaren Litten die christlichen Dörfer, die überall mitten zwischen arabischen Siedlungen lagen. So verzweifelt sie sich auch zur Wehr setzten, ein Dorf nach dem anderen ging in Flammen auf, nachdem die Einwohner niedergemetzelt und die Priester auf die Kirchentüren genagelt waren.

General Camelin beschränkte sich zuerst darauf, die beiden Bahnhöfen Beirut-Damas und Damas-Deraa (die Seefahrt) zu halten. Damas selbst blieb belagert. Panzerzüge patrouillierten die Etappe ab, die jede Nacht an vielen Stellen zugleich von den Aufständischen geprengt wurde. Es flogen die Gleise samt dem darüberrollenden Panzerzug in die Luft. Nicht umsonst hatten die Drusen Colonel Lawrence zum Lehrmeister gehabt. Drei Kilometer vor Damas sprengten die Drusen einen mit Metallpfählen besetzten Zug in die Luft; was der Katastrophe entkam, schlugen sie tot, bevor der zu Hilfe eilende Panzerzug von Adem heran war.

Die Lage der Garnison von Zaida wurde kritisch, obwohl sie durch Flugzeuge mit Wasser, Lebensmitteln und Munition versorgt wurde. Nach dem Siege von Mesraa war die Hauptmacht der Drusen wieder auf Damas zu gezogen und verheerte die Umgebung. Camelin griff den Plan seines Vorgängers Sarraïl wieder auf, da er gut war, nur seine Ausführung scheiterte an der Unfähigkeit des Generals Michaud. Aber auch Camelin durfte es nicht wagen, die Ersatzkolonne für Zaida über das Schlachtfeld von El Mesraa zu führen, denn der Anblick der vielen tausend armen verbluteten und immer noch unbedingten Leichen hätte niederstürzend auf die Truppen gewirkt. Und da die Entfernung von Zaida an und für sich schon eine sehr gewagte Sache war, mußte der Vorstoß auf einem anderen Wege geführt werden.

So erhielt ich dann den Auftrag, mit einer Eskadron Gendarmerie, gebildet aus freiwilligen Sicherheitsleuten, die unten am Euphrat in geschlossenen Dörfern hausten, die Station Gazaleh halbwegs zwischen Ezraa und Deraa zu besetzen, was uns auch ohne Verluste gelang. Auf der Station und in den nahe dabei liegenden armen arabischen Dörfern hatten die Drusen furchtbar gehaust. Sie hatten die Bahndamen und alle Händler ermordet und in die Brunnen geworfen, so daß wir ohne Wasser waren und dies von Damas aus mit dem Panzerzug in Tanks herangebracht werden mußte.

Vormarsch in die Lavawüste

Nur darauf kam ein Bataillon Kolonialinfanterie zu unserer Unterstützung. Ich erhielt den Auftrag, zusammen mit dem Bataillon gegen den Ort Mifra vorzugehen, wo ein vorgeschobener Posten gegen Zaida hin eingerichtet werden sollte. Mitte Juli brachen wir von der Station auf und begannen den Vormarsch in die Lavawüste des Djebel Druze.

Mühselig bahnte sich der Fuß einen Weg durch das dicke Gestrüch. Das Marschieren wird zur Qual: alle Augenblicke mußten die Reiter absteigen, um die Steine aus den Fugen der Pferde zu entfernen, wenn sie nicht bald lahm laufen sollten. Eine riesige Schlange aus Menschen und Tieren wälzte sich langsam unter einer ungeheuren Staubwolke in der Sonnenhitze dahin. Gesicht und Uniformen sind mit einer dicken Schicht gelben Staubes bedeckt, der die Augen verfliebt und die Lungen zum Ersticken füllt. Selten nur fällt ein Wort. Hier und da ein unterdrückter Fluch. Das ist alles; schwergepackt fluchen die Soldaten dahin. Die Treiber am Ende der Kolonne haben ihre Last mit den Tragtieren; immer wieder versuchen die schwerbeladenen Tiere sich hinzuwerfen, aber mitleidlos flachen die schweren Lederpeitschen auf ihre schweißnassen und zitternden Flanken.

Weit unten im Süden liegt dunkel und drohend der langgestreckte Höhenzug des Druisengebirges. Sonst konnte man von hier aus das rote Ziegeldach der Zitadelle von Zaida erkennen; aber es ist nicht mehr zu sehen, und undeutlich nur erkenne ich durch das Glas die schwarzen Mauern der Festung, über denen immer noch die Trifolore weht.

Da liegt auch Mifra. Vergeblich suche ich jedoch die Genarmenstation. Dort, wo sie einst stand, finden sich nur noch, rauchgeschwärzte Ruinen, das einstige Haus, in dem wir so manche lustige Stunde verlebten, ist nicht mehr. Vergebens suche ich die Masten der Telefonleitung, vergessenen verschwinden und als willkommener Bauholz in diesem holzarmen Lande fortgeschleppt. Totenstill liegt das Dorf — keine lebende Seele, weder Hund noch Kame jetzt sich. Ich reite mit meinen Reitern durch das Dorf zur Wohnung des Mustafas; das Tor

ist verammelt und dahinter alles still. Sollte tatsächlich das ganze Dorf geflohen sein?

Erst als wir Anstalten machten, das Tor einzuräumen, zeigte sich an einem Fenster des Hauses das verängstigte Gesicht des Ortsvorstehers.

„Friede sei mit dir, Agraf Bey, öffne, ich bin's!“

Der Alte hatte mich erkannt; bald darauf öffnete sich das Tor, und in unterwürfiger Haltung stand Agraf Bey vor mir.

„Friede sei mit dir, Effendim Bey, tritt ein, mein Haus und alles, was darin ist, gehören dir!“

Während die Reiter es sich in den Ställen bequem machten, führte mich Agraf in das Haus und befahl Tee zu bringen, den seine jüngste Frau, ein Saurammädchen, brachte.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß kurz nach meinem Abzuge der Caïd von Dum-Dualab mit seinen Männern gekommen sei und die Station aus But, daß er uns nicht mehr angetroffen hatte, in Brand stecken ließ. Sein Einwohnervater von Mifra hatte sich daran beteiligt. Und als ich fragte, warum sie dann geflüchtet seien, antwortete der Alte, daß sie befürchtet hätten, trotzdem bestraft zu werden.

„Agraf Bey, und warum bist du dann allein hier geblieben“, fragte ich den Alten.

„Mögen deine Tage gesegnet sein, Effendim; ich bin ein alter Mann, und meine Tage sind gezählt, ich will dort sterben, wo ich geboren bin“, antwortete er mir.

Auf einmal gab es einen Lärm im Hofe, und als ich ans Fenster trat, um zu sehen, was los war, brachten die Reiter fünf Drusen angehängelt, die sich im Stroh verborgen hatten. Ich erkannte sie als die Söhne und Schwäger des Alten, die ihn nicht verlassen wollten.

Auf meinen Befehl ließen die Reiter die Drusen frei. Ich gebot Agraf, sich im Hause zu halten und dieses ohne meine Einwilligung nicht zu verlassen; das gleiche galt für seine Angehörigen. Dann ging ich zum Kommandanten des Bataillons, um ihm Meldung zu machen.

Der Alte war anscheinend in einer sehr üblen Laune und empfing mich knurrend:

„Sagen Sie“, fauchte er mich an, „haben Sie tatsächlich hier vorher gelebt, in diesem wüsten Steinhaufen?“

Wald, Feld und Heide

Schönheit des Schnees

Die Natur als Künstler. — Das Gesicht der drei Mägen.

Aber Nacht hat es geschneit. Was geistern noch in trostloser Dunkelheit sich gegen den hellen Winterhimmel abhob, heute erstarrt es in blendendem Weiß. Bäume und Häuser, Gärten und Straßen — alles hat der Schnee eingehüllt in seine leuchtende Pracht, die wie eine weiße Decke Stadt und Land umgibt. Wer hätte nicht schon dem Spiel der tanzenenden Schneeflocken zugehört, die lustig vom Himmel herunterstürzen, und beobachtet, wie eine einzelne Schneeflocke auf unserer Hand zerfällt, bis nicht mehr von ihr übrigbleibt, als ein feiner Wassertropfen?

Doch Schneeflocken nichts anderes sind als gefrorenes Wasser (oder besser gesagt: als gefrorene Wasserbläschen), weiß jedes Kind. Aber wie eine Schneeflocke eigentlich aussieht, das wissen nur die allerwenigsten. Zum Teil liegt das daran, daß die Flöten sehr schnell schmelzen, wenn man sie auf die Hand nimmt, zum anderen aber auch daran, daß man den eigentlichen Aufbau einer Schneeflocke nur in der Vergrößerung deutlich erblicken kann. Um so schöner ist der Anblick aber, wenn man einmal eine Schneeflocke unter dem Mikroskop beobachtet. Man glaubt seinen eigenen Augen nicht, so herrlich funkelnd und prächtige Schneeflocke aus funkelnden Kristallen entgegen, die nichts sind als eben winzig kleine Schneeflockchen.

In einer Hinsicht allerdings sind sich alle Schneeflocken gleich: sie bauen sich alle auf drei Ästen auf, die sich in einem Punkt trennen.

Man hat verschiedentlich den Versuch gemacht, Schneeflocken in starker Vergrößerung zu fotografieren, und hat hierbei sehr schöne Erfolge erzielt. Insbesondere amerikanische Gelehrte haben wahre Sammlungen von Schneeflockenphotographien angelegt. Manche Kristalle waren so groß, daß man sie nur wenig (d. h. etwa sechzigmal) zu vergrößern brauchte, um ein Bild von der Größe eines Dreimarkstückes zu erhalten.

Man kann natürlich auch ohne Mikroskop den Aufbau der Schneeflocke erkennen, wenn man gute Augen hat. In diesem Zweite nimmt man ein schmales Stück Papier oder noch besser eine Schiefertafel und legt sie einige Minuten ins Freie, bis sie recht kalt geworden ist, so daß die Schneeflocken nicht gleich wieder schmelzen, wenn wir sie mit dieser Tafel anfassen. Dann läßt man einige Schneeflocken auf die Tafel niederfallen und betrachtet sie nun in

Ruhe aus nächster Nähe. Schon mit einem ganz einfachen Vergrößerungsglas wird man lohnende Beobachtungen machen können.

Auf Pelztierjagd in Sibirien

Flugzeugdienst für Pelztierjäger. — Jägerleben im „Wilden Osten“.

Die größten Pelztiereranten der Welt sind Kanada und Sibirien. Vor dem Krieg handelte Sibirien meistens an erster Stelle, heute hat sich das Blatt gewendet. Der geschäftstüchtige Unternehmungsgeist des Amerikaners hat es verstanden, aus einer fast abenteuerlichen Angelegenheit einen rentablen und wohlgeordneten Beruf zu entwickeln. Große Gesellschaften wurden gegründet, organisierte Truppen von Pelztierjägern von ihnen nach dem Norden geschickt, Verpflegung regelmäßig nachgeschoben. Ware regelmäßig abgeholt. Und wenn sich doch etwas Unvorhergesehenes begab, wurden Flugzeuge abgeordnet und auf leichteste, technisch vollkommenste Weise alles geordnet.

Anders Sibirien. Durch den Krieg war der Handel ins Stillestehen gekommen. Die Pelztierjagd ist überall aufgegeben. Als nach der Revolution auch dieser Erwerbszweig sich wieder belebte, stieß er auf ungewohnte Hindernisse. Es gab Schwierigkeiten mit der Waffenbeschaffung, Kämpfe mit den Grenzstämmen, umständliche Ablieferungsorganisation — die Pelztierjagd litt. Wäre der russische Pelztierjäger ein so smarter Geschäftsmann wie der Amerikaner, dann läge er entweder heute auf einem grünen Weize oder er hätte einen anderen Beruf ergriffen. Aber der Sibirier ist kein Geschäftsmann. Er jagt Pelztier — aber er ist in unserem Sinne kein Jäger. Er verkauft Pelze — aber er ist in unserem Sinne kein Händler. Er beginnt sein Leben als Pelztierjäger und er stirbt als solcher. Sein Leben ist Einsamkeit und Freiheit. Die Öde der Taiga, der Tundra oder der weiten Steppen ist um ihn. Jäger oder dreimal im Jahre macht er die lange und gefährliche Reise zur nächsten Ansiedlung, wo der Händler wohnt, der an dem kostbaren Rauchwerk vielleicht reich wird. Dort kauft er seine Vorräte ein: Mehl, Salz, Tabak, Schokolade, Pulver und viel. Vor diesen Einkäufen steht seine Einkaufsbillette drauf, und meistens macht er noch Schulden, so daß er einem Händler verpflichtet bleibt.

Die Jagd auf Hermelin, Nerz, Wolf, Fuchs, Vielfaß, Jodel, Wiber, Füchse, Wildschweine und so weiter hat mit dem, was wir unter Jagd verstehen, gar nichts zu tun. Der sibirische Jäger ist ein rücksichtsloser Ausbeuter seines Reviers, das

er verläßt, wenn es keinen Gewinn mehr verspricht. Er teilt seine Schonzeiten nicht mit Rücksicht auf das Wild ein, sondern richtet sich im Rang nur nach den Zeiten, in denen das Fell gut ist. So das Tier in dieser Zeit Junge führt, ist ihm völlig gleichgültig. Daß seine Beute leidet, wenn sie lundenlang in der Falle sich quält, beeinträchtigt seine Jägerfreude durchaus nicht. Es gibt in seinem Leben keine anderen Ideale, als Freiheit und Ehrlichkeit. Er ist gaffel, wie das in öden Ländern die Vögel fast immer sind. Wird die Gaffelheit aber ausgenutzt und er befohlen, so kann der Jäger gewiß sein, mit der Beute nicht weit zu kommen und muß froh sein, das Leben zu retten.

Das Revier des Pelztierjägers dehnt sich auf viele Kilometer aus. Er stellt oft Hunderte von Fallen, oft genug solche von eigener Erfindung. Der Jäger, die Vorfälle, ist fast stets Geheimnis des einzelnen, und es gibt Jäger, die lieber ihr gesamtes Hab und Gut verschonten würden, als ihr Rezept verraten. Täglich wird ein Teil des Reviers abgegangen, die Beute oft recht mühsam nach Hause geschafft, abgebalgt und die Innenseite des Balges vorbereitet. Nur wenige Wochen ist der Pelz der verschickten Tiere auf der Höhe. Geht nach dieser Zeit ein betrieblinder Pelztier in die Falle, so wird es einfach fortgeworfen.

Während größeres Wild in Fallgruben erbeutet wird, haben die unterschiedlichen Sorten von Kleinwild ihre verschiedenen Spezialitäten, zum Beispiel Schuppengalgallen, Schwanenhäute und andere. Es gibt sogar heute noch unter den Sibirier Jäger, die den Wägen mit dem Spiel angehen, was immerhin noch eine bessere Waffe ist als die manchmal recht fragwürdigen Büchsen der primitiven Waldmänner. Es gibt wohl kaum etwas, wovon diese Söhne der Wildnis nicht haben — abgesehen von den besonders unheimlichen Gespenstern der Taiga und der Tundra. Gezeiten werden mit den zottigen, kleinen Bären gejagt, doch beteiligen sich die mongolischen Jäger nicht an diesem Vergnügen, das ihnen ihr Glaube an die Seelenwanderung verbietet. Die mongolische Gazelle liefert ein gerade jetzt recht gebräutes Rauchwerk. Trog der heftigen Nachstellungen kommen ab und an Herden — tausend Stück vor.

Wenn man früher vom „Wilden Osten“ sprach und damit eine besondere Art von Romaniti meinte, dann kann man heute in gleicher Weise den „Wilden Osten“ nennen, der sich dort im uralten und geheimnisvollen nördlichen Asien ausbreitet und nicht so leicht zu jähmen sein wird wie „Wild-Weiß“.

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

(13. Fortsetzung.)

Seine Koffer waren schon am Donnerstag fertig gepackt und zum Bahnhof Zoologischer Garten befördert worden; zugleich damit hatte er sich für den Samstagabend zwei Schlafwagenkarten nach Köln gesichert und Eva bei der Disconto-Gesellschaft einen Kreditbrief auf alle großen Auslandsplätze ausstellen lassen.

Als er am Freitagnachmittag nach Hause kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief.

Auf den ersten Blick erkannte er Walters Handschrift. Walter! Sekundenlang stand er unschlüssig.

Dann aber riß er mit einem jähen Ruck den Umschlag auf und faltete das dünne Briefblatt auseinander.

Walter schrieb ganz kurz und förmlich, daß er mit ihm einige wichtige Angelegenheiten zu regeln habe, die dringend einer persönlichen Aussprache bedürften, und ihn daher nach Geschäftsschluß gegen neun Uhr in der Delbrückstraße erwarten würde; falls ihm eine andere Zeit oder ein anderer Ort der Zusammenkunft genehm sei, bitte er um eine sofortige telefonische Benachrichtigung.

In nachdenklichem Sinnen wog Axel den Brief in der Hand.

Es konnte gar kein Zweifel darüber bestehen, daß hinter diesen Zeilen die Entscheidung stand.

Mit unsicheren Blicken sah er um sich, die Stille und Leere in den vertrauten, schönen Räumen bedrückten ihn plötzlich.

Dann sah er lange in peinvoller Unentschiedenheit an seinem Schreibtisch.

Durch die offene Balkontür wehte es zuweilen heiß herein, daß die Vorhänge über das Parkett weit ins Zimmer schleppten.

Er fühlte sich mit einem Male körperlich wie zerfurcht und war in seinem Denken doch wieder ganz klar und hell-sichtig.

Hatte es denn überhaupt Zweck und Sinn, sich noch einmal jetzt mit Walter zu treffen, ehe er Eva in Sicherheit wußte?

Konnte dieser Zusammenstoß mit seinen unberechenbaren Folgen nicht vielleicht die ganze so sorgsam vorbereitete Reise wieder in Frage stellen?

Schon hatte er einen Briefbogen vorgenommen, um Walter zu schreiben, daß er die erbetene Auseinandersetzung bis auf die ersten Tage der nächsten Woche verschoben möchte.

Doch dann legte er die Feder wieder beiseite.

Jetzt war für ihn keine Zeit mehr zu nächtlichem, step-tischem Benennen.

Er konnte und durfte dem anderen nicht ausweichen, der für seines Hauses Ehre stritt und ein Anrecht darauf hatte, daß er ihm bis zum Ende Rede und Antwort stand.

Und es war vielleicht besser, daß es schon heute zu einer rückhaltlosen Aussprache kam, Auge um Auge, und Mann gegen Mann, ehe er mit einer heimlichen Flucht einen unauslöschbaren Makel auf seinen Namen heftete.

Als Axel mit dem Glodenschlag neun in der Delbrückstraße eintraf, sah Eva ganz allein in einer Ecke der einsamen Terrasse.

Eva!

Das Herz schlug ihm auf einmal bis in den Hals.

Mit zwei, drei Sprüngen hastete er die Treppe hinauf.

Und dann stand er vor ihr, atemlos, in einem leidenschaftlichen Glücksgefühl, und sein Blick suchte ihr schönes, weißes Gesicht.

„Walter wollte mich sprechen, darum bin ich schon heute gekommen!“

Er hatte sie bei den Händen gefaßt und in die dunkle Diele gezogen.

Und plötzlich hing sie an seinem Hals und durch die rinnenden Tränen küßte sie ihn in selbstvergessener Hingabe, als ob sie ihn nie wieder lassen wollte.

„Axel“, sagte sie leise, „was wird das werden?“

Er strich ihr liebevoll über die glühenden Wangen.

„Ich kämpfe für unser Glück, Eva, das uns schon so lange vorenthalten ist. Mehr weiß ich nicht, mehr will ich auch nicht wissen!“

„Laß mich mit dir gehen, Axel! Wir wollen es Walter gemeinsam sagen. Wir ist so angst um dich!“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Eva, das ist unmöglich! Mach es mir nicht noch schwerer! Was ich mit Walter auszutragen habe, ist Männer-sache! Da darf niemand, auch du nicht, zwischen uns stehen!“

Noch ein letzter Kuß, heiß, erstickend, daß ihnen fast der Atem verging, dann wandte er sich zum Arbeitszimmer des Hausherrn hinüber.

„Guten Abend, Walter!“

Hoch aufgerichtet wie zwei Kämpfer standen sich die beiden jungen Männer gegenüber und tauchten die Blicke starr ineinander.

Sekundenlang herrschte ein feindliches Schweigen; es war so still, daß sie ihren eigenen Herzschlag zu hören meinten.

Dann deutete Walter auf einen Sessel am Schreibtisch.

„Bitte, nimm Platz!“

Das kalte Licht der elektrischen Lampe streifte grell über sein schmal gewordenes Gesicht.

Jetzt erst bemerkte Axel, wie alt und merkwürdig verfallen er aussah.

Die Klausmannsche Nase erhob sich scharf und dünn-faltig über den breiten Backenknochen.

Dafür lagen die Augen tief zurück in den dunkelumschatteten Höhlen.

Ein unheimlich fieberiger Glanz stand darin wie eine Welt von Anklage und mühsam verhaltener Verachtung.

„Als ich aus Amerika zurückkam“, nahm Walter nach langer Pause wieder das Wort, „machte ich dabei zwei seltsame Entdeckungen. Die Börsenangelegenheiten ist ja inzwischen in gewissem Sinne beigelegt worden, wenn ich davon absehe, daß mein alter Vater diese Aufregungen wahr-scheinlich mit dem Leben bezahlen muß. Und doch ist es vielleicht besser, er schließt die Augen für immer, ehe er jenes Zweite erfährt, daß der Mann, dem er sein Ver-trauen geschenkt hat, den er als Schwiegersohn in sein Haus aufnehmen wollte, diese grenzenlose Güte dazu miß-braucht hat, ihm heimlich das Herz seines Weibes zu stehlen!“

Axel richtete sich höher empor.

Eine leise Rötung war ihm bei Walters letzten Worten in die Schläfen gestiegen, sonst aber blieb sein Gesicht gelassen und unbewegt wie immer.

„Wir wollen keine großen Worte machen“, gab er dann ruhig zurück, „und möglichst sachlich und leidenschaftslos mit-einander verhandeln. Ich leugne nicht, was ich getan habe. Es wäre ja auch sinnlos nach Evas Geständnis. Nur von einem Diebstahl, wie du dich auszudrücken beliebst, kann ab-solut nicht die Rede sein. Denn Evas Herz gehörte mir längst, ehe dein Vater von ihrer Existenz überhaupt nur eine Ahnung hatte.“

Bitte, laß mich ausreden, Walter! Wenn du mich hier gewissermaßen als Angeklagten vorgefordert hast, mußt du mir auch das Recht der Verteidigung einräumen. Ich war mit Eva verlobt, als dein Vater zwischen uns trat und sie ihm unter Lebensgefahr opferte. Warum sie es tat, gehört ja schließlich nicht hierher. Genug, sie war lange für mich verloren, bis ich eines Tages durch einen Zufall von neuem in den Bannkreis ihres Lebens geriet. Daß ich dann nicht wieder von ihr zu lassen vermochte, darüber kann nur der mit mir rechten, der Evas Liebe nie fennengelernt hat!“

Walter hatte einen bronzenen Brieföffner vom Tisch aufgenommen und trallerte seine Rechte so fest um den schma-len Griff, daß sich ihm die Nägel tief ins Fleisch bohrten; wie ein durchdringendes Geheiß lag sein Blick auf dem Ge-sicht seines Gegenübers.

„Du vertrittst da eine sehr bequeme Lebensphilosophie!“ sagte er dann mit höhnlichem Lächeln. „Ich erlaube mir freilich, die Sachlage etwas anders aufzufassen! Wenn du wirklich von deinem Rechte so überzeugt warst, hätte es dir wohl angestanden, offen vor meinen Vater hinzutreten und dein vermeintliches Eigentum von ihm zurückzufordern. Statt dessen hast du dich immer tiefer in unsere Familie einge-nistet, bis auch meine arme Schwester ein Opfer deiner Ge-wissenlosigkeit gemordet war!“

Mit einem harten Prall klirrte das Bronzemesser auf den Tisch.

Jergendwo schlug eine Uhr mit langaushallenden Schlä-gen. Dann wieder Stille.

Nur der Nachtwind fies mit leisem Singen um das Haus und trug den heiseren Schrei eines Käuzchens aus dem Park herüber.

Axel hatte den Kopf tief auf die Brust geneigt und die Hände über den Knien gefaltet.

Er war äußerlich noch immer gelassen und beherrscht, aber er fühlte, daß auch er mit jedem Augenblick die Nerven verlieren konnte und dann ein leidenschaftlicher Zusammen-prall mit der lauernden Wut des Gegners unabwend-bar war.

„Ich will versuchen“, sagte er endlich, „dir auch auf deinen letzten Vorwurf zu antworten, wenngleich mir eine Fortsetzung der Verhandlungen in diesem gereizten Tone ziemlich zwecklos erscheint. Als ich um Hilfe warh, da hatte ich die ehrliche Absicht, einen scharfen Trennungsschritt unter die Vergangenheit zu legen. Und Eva dachte ebenso. Bis uns dann eines Tages die Erkenntnis kam, daß auch dieser Vor-satz eine Selbsttäuschung gewesen war!“

„Und doch siehst du die Dinge so weit treiben, daß es fast zur Hochzeit gekommen wäre!“

„Diese Hochzeit hätte niemals stattgefunden. Auch ohne die Erkrankung meines Vaters würden sich für mich Mittel und Wege ergeben haben, meine Beziehungen zu deiner Schwester noch rechtzeitig zu lösen!“

Von neuem schwiegen sie.

Walter hatte sich weit in seinen Sessel zurückgelehnt.

In seinem Hirn arbeitete es krampfhaft.

Auf einmal war ihm Axel wieder nur der Mann, dem Evas Herz gehörte, dem er den ganzen Brodem von Haß und Eifersucht, der in ihm gährte, am liebsten ins Gesicht ge-spielen hätte!

Er suchte nach einem Worte, einer Wendung, den an-deren bis ins Mark zu treffen, auf den Tod zu verwunden, und plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Sinn, daß sich seine Seele auf einmal wie in einer wilden Genugtuung wei-tete.

„Es sind wohl auch noch andere Gründe für dich maß-gehend gewesen“, begann er ganz unvermittelt mit schnei-dender Schärfe, „warum du so unentwegt an meiner Stief-mutter festgehalten hast!“

Mit kurzem Ruck hob Axel das Kinn.

„Was willst du damit sagen?“

„Daß dir vor allem das eine ständig im Auge geblieben ist, daß Eva dank der Großmut meines Vaters noch immer eine Million ihr eigen nennt!“

„Walter!“

Wie dicke Stränge lagen die Adern auf einmal auf

Axels Schläfen.

„Ich wüßte nicht, was dich zu dieser Unterstellung be-rechtigen könnte!“

„Nun, daß du zum mindesten über ein sehr dehnbares Gewissen verfügst, hast du doch schon damit genugsam be-wiesen, daß es dir mit deiner Ehre vereinbar gewesen ist, meiner Schwester durch diese Verlobungsstomodie das ganze Leben zu verpfänden!“

Axel zuckte zusammen.

„Mit deiner Schwester werde ich mich persönlich aus-einanderlegen. Im übrigen bin ich nicht hierher gekommen, um mich ungestraft von dir beleidigen zu lassen, und kann dir nur wiederholen, daß ich bereit bin, dir jede Genugtuung zu geben. Damit dürfte dann unsere Unterhaltung aber auch beendet sein.“

Mit halbgeschlossenen Lidern sah Walter in das harte Licht der Lampe.

Seine Schläfen hämmerten, sein Blut fieberte und eine wilde Mordgier flammte plötzlich heiß in ihm auf, den Mann da vor sich niederzuschlagen, rücksichtslos, brutal, wie ein Bauer, der seinen Feind mit der Wagenrunge erschlägt.

„Ich habe weder Zeit noch Lust, mich mit dir herum-zunähen!“ sagte er mit unheimlicher Ruhe. „Das könnte dir passen, mich auf zehn Schritte Abstand ins Jen-seits zu be-fördern, ohne daß ich den Schimpf gerächt hätte, den du mir und den Meinen angetan hast!“

Und plötzlich sanken Wissen und Erinnerung von neuem mit so ungeheurer Wucht auf ihn herab, daß er auf einmal auch den letzten Rest von Besinnung verlor.

„Auf!“ schrie er, Axel am Arm packend. „Einem Men-schen wie dir gibt man keine Genugtuung. Den schießt man nieder wie einen Hund!“

Sein Blick flackerte wild wie der eines Irren; in seinen Ohren war wüßtes Dröhnen, er sah nicht, daß ein helles Frauengewand in diesem Augenblick im Rahmen der Die-len-tür auftauchte.

Mit einer jähen Bewegung griff er in die Brusttasche und die Mündung seines Revolvers funkelte Axel blau leuch-tend entgegen.

„Walter!“

Mit krampfhaftem Griff hatte Eva den Arm des Ra-senden umspannt und die todbringende Waffe heruntergeris-sen.

Dann stand sie leichenblass, an allen Gliedern zitternd, zwischen den beiden Männern. Axel sah sie zuerst.

„Laß uns allein, Eva. Ich bin wehrlos und könnte dich nicht schützen, wenn er sich auch an dir vergreifen sollte!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Axel, ich weiche nicht, ehe ich nicht gesprochen habe! Ich habe alles gehört, auch das Letzte! Und jedes Wort, mit dem dich Walter beschimpft hat, fällt auf ihn zurück!“

Wie ein blaues Feuer brach es jetzt aus ihren Augen.

„Denn er selbst, der sich jetzt zum Richter über uns aufwirft, hat sich einst an mir zu vergehen versucht. Der eigene Sohn an dem Weibe seines Vaters!“

Walter schwankte.

Eine furchtbare Qual malte sich auf seinen verzerrten Zügen.

Er wollte sprechen, doch die Worte erstikten ihm im Halse.

Und plötzlich schmetterte er den Revolver auf die Schreib-tischplatte, daß ein Stoß von Papieren weit ins Zimmer hineinwirbelte.

Dann stand er schweratmend auf der Diele und klam-merte sich an einen Treppengeißel.

Er dachte jetzt ganz sinn- und zusammenhangslos.

In seinem Bewußtsein war ein Riß, eine Kluft, und jenseits dieser Kluft, endlos weit, in Weltenferne lag das Land des Glücks, das ihm und seiner heißen Sehnsucht für immer unerreichtbar war.

Da rührte eine Hand an seine Schulter.

Hilfslos war lautlos die Dielentreppe herabgeglitten.

„Komm“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme. „Ich glaube, mit Vater geht es zu Ende!“

17. Kapitel.

Axel hatte unmittelbar nach dem Zusammenstoß mit Walter die Delbrückstraße-Villa wieder verlassen und war nach Berlin zurückgefahren.

Er fühlte, daß nach diesem Austritt auch die letzte Brücke zum Hause Klausmann abgebrochen und er von nun an je-der weiteren Rücksichtnahme entoben war.

Fortsetzung folgt.

Unpolitische Chronik

Neuß, 9. Februar 1936

„Tschun Gschichtn“

So, nun hat der Chronist wieder in die Seiten der Schreibmaschine zu greifen, nachdem er sich einmal eben erlaubt hat, ein paar Tage „blau“ zu machen. Schließlich ist das ja erlaubt, naja, und es ist erfreulich, festzustellen, daß keiner unserer so geliebten Abonnenten etwa aus Schmerz wegen der Entbehrung der unpolitischen Chronik schwer erkrankt oder gar gestorben wäre. Diese außerordentlich tröstliche Gewissheit ist die schöne Freude, die der Chronist bei seiner Heimkehr vorfindet. An sonstigen Freuden sind die Tage der Rückkehr beim Betreten der stillen Redaktionskassette ziemlich arm; man findet einen riesigen Haufen von Briefen, die zwar nicht gerade alle Rechnungen sind, aber durchweg sind auch die anderen Briefe keine angenehmen Briefe, wenn man auch über das Alter hinaus ist. Liebesbriefe erwarten zu dürfen.

Da sind Gedichte in ziemlichlichen Mengen auf den Tisch geflogen, beleidigte Zeitgenossen haben geschrieben, warum dieses oder jenes „Eingekautet“ nicht abgedruckt worden ist, andere wollen Auskünfte in Miete-Fragen und Schornsteinfegergebührenverordnungen haben, und wieder andere wollen von mir wissen, wie es kommt, daß Karl der Verschleierte nach der Schlacht bei Künstelsphalai nicht dem fliehenden Feinde nachgesetzt ist, obwohl sich dorthin die Gelegenheit geboten haben würde, das Heer der Perfer zu Paaren zu treiben. Wieder andere wollen wissen, warum der Winter 1935/36 so milde ausfällt, und ob diese Tatsache vielleicht mit dem Radio oder mit dem von den Engländern angeblich irreführenden Goldstrom zusammenhänge. So schwindelig war dem Chronisten, als er sich wieder zum ersten Male nach seinem viel zu kurzen Urlaub an die Schreibmaschine setzte; da er aber immer gewöhnt ist, da er vor allen Dingen eine ungläublich widerstandsfähige Hornhaut hat, die schon anderen Dingen standgehalten hat, so hätte er an sich also leichten Herzens und mühselos 3-4 Seiten unpolitische Chronik vollgeschrieben können, wenn nicht eben da auch noch die Aufforderung zur Abgabe einer Steuererklärung gelegen haben würde, ein durchaus unsympathisches Formular, das einem die ganze Erholung wieder annullieren würde, wenn man nicht eben besagte Hornhaut hätte, aus der man bedenkenlos einen Fußbodenbelag machen könnte, falls wir in Neuß eben nicht Valatun hätten.

Die Freude an der „Steuererklärung“ dauert übrigens noch bis zum 29. Februar, bis zu jenem Tage also, den wir in diesem Jahre gratis hinzubekommen, weil wir eben ein Schaltjahr haben. Schaltjahre sind jene Jahre, die uns Gehaltsempfängern so maßlos verbittern, gegen die wir aber nichts machen können, weil sie eben doch schon länger da sind. Aber es ist bezeichnend für die Tüde einer Steuererklärung, daß wir sie gerade am 29. Februar abgeben müssen, an einem Tag also, der eigentlich normalerweise gar nicht da sein dürfte; an einem Tage just, an dem die Sparfamen Geburtstags haben.

Aber wir wollen lieber nicht von der Steuererklärung sprechen, zumal wir ja davon überzeugt sind, daß es ohne sie nicht geht, und wenn wir nicht schwindeln wollen oder dem Staat verweigern, was des Staates ist, dann ist auch dieser Schmerz gar mit einer lebenswichtigen Guirlande bekränzt; denn wenn wir keine Steuern bezahlen wollten, dann... käme zuletzt ja der Gerichtsvollzieher oder der Vollziehungsbeamte und würde uns das Sofa oder gar etwas anderes, noch wichtigeres pfänden, und außerdem hätten wir noch den Ärger mit Verzugszinsen, Mahngeldern und den sonstigen appetitlichen Zulaten, die nun einmal mit einer Steuererklärung verbunden sind; außerdem sollen wir nachhaken, wenn wir nicht betappen, auf die Liste der säumigen Steuerzahler in die Zeitung kommen. Das sind doch allerlei Bedrohungen, denen wir uns doch lieber entziehen, indem wir eben bleichen, was wir müssen. Natürlich auch nicht mehr! Und damit nun andererseits auch nicht zu viel bezahlt wird, muß man den schönen Fragebogen recht genau ausfüllen, und nichts für überflüssig halten, was darauf vermerkt steht.

So, — das wäre also auch noch kein Grund gewesen, durch diese Aufforderung zur Abgabe einer Steuererklärung die Lust an der Abfassung der Chronik zu verlieren, wenn nicht auch sonst noch einige durchaus unsympathische Dinge unter den „Eingekauten“ gewesen wären, die sich so während eines auch noch so kurzen Urlaubs anzusammeln pflegen. Aber wir wollen unsere Sorgen nicht auch zu den Sorgen unserer ohnehin schon hart genug geprüften Leser machen; eines aber sollen alle noch wissen: es waren auch schon Frühlingsgedichte wieder dabei; die Leute sind eben nicht ausgetrocknet, und wenn einmal ein verirrtes warmes Lüftchen weht, das noch keineswegs in den Februar hineingehört, dann zücken die Leute gleich den Bleistift und machen Frühlingsgedichte; sechs liegen schon vor, von sechs Dichtern, und jedem einzelnen möchte man am liebsten einen Band Eichendorff oder Senau schicken, damit sie wissen, wie so Gedichte richtig gemacht werden; aber auch zu solchen Feststellungen muß man als Chronist ebenfalls den Mai abwarten, oder den April; vorzugsweise gestalten wir auch schon das Dichten über den Lenx im März; und da wir keineswegs weder von einem neuen Frühlings noch von neuen Dichtern

überrascht sein wollen — beides ist ja schon mal dagewesen! — so haben wir uns schon mit Geduld gewappnet, und wir haben uns fest vorgenommen, nicht über Frühlingsgedichte zu schimpfen, mögen sie noch so lang sein, noch so schlecht, und mögen sie sich tausendmal auf „Liebe“ und „Triebe“, auf „Blid“ und „Glid“, auf „Mai“ und „Juchhei“ reimen: ich will nicht klagen, ich will nicht mucken und nicht ruden. Ganz stillhalten will ich und denken, daß man ja einst auch geduldet und Redaktionen belästigt hat, und daß eben die Aussicht, es möge bald wieder Frühlings werden, so o o schön ist, daß man eben manche Dummheit macht, die man besser ließe, etwa die, vielzählige die schönen dicken Unterhosen auszulassen und jene anzuziehen, die für die sommerlichen Tage bestimmt waren. So Leute werden ja nicht klug! Wir Optimisten meinen, es so zwingen zu können! Mit viel zu dünnen Unterhosen, mit Gebichten und mit einem lächerlichen Leichtsinns bezüglich des Kohlenfellers. Aber immer müssen wir wieder ein paar Weisheits dazu holen, bis wir eines Tages feststellen, daß es ja noch lange nicht so weit ist. Aber dennoch werden wir leichtsinnigen und optimistischen eines Tages dann recht haben. Noch ist es allerdings lange nicht soweit. Mähigt Euch also, ihr Dichter! Haltet den Pegasus fest am Riemen, auf daß er zu meinen Ungunsten nicht zu früh losbrause!

Savoyen um Wäldabündelwälder

Da hat der unpolitische Chronist u. a. einen Brief bekommen, den er so, wie er ist, veröffentlichen will:

„Lieber Dag,

Wie heißt eigentlich der Städtebund-Theater-Dinnbus?? Man hört nichts mehr davon. Warum werden die Preisausschreiben veröffentlicht und nachher verläßt alles im Sand. Ist Robert Savallisch so wählerisch oder will er warten, bis er ein Flugzeug bekommt und dann dafür einen Namen haben will. Es wäre wohl angebracht, wenn die Theaterdirektion sich einmal äußern würde, warum sie den „Spit“ ins Werk gesetzt hat.“

Auch der unpolitische Chronist schließt sich dieser Frage an; zwar hat er sich nicht, wie der Einsender dieser Zeilen wohl, an dem ihm zu schwer erscheinenden Preisausschreiben beteiligt, aber er weiß doch von den Schmerzen der Preisrichter, die bei der ersten Durchsicht der Einsendungen graue Haare bekommen haben sollen, als sie die Anzahl und Anzahl von Sinn und Unsinn genossen hatten. Als damals die Zettel und Briefe gelesen waren, da waren sie sich darüber einig, daß eigentlich keiner 100prozentig die Bedingungen des Preisausschreibens erfüllt hatte; aus diesem Grunde und aus einer stillen Verzweiflung heraus, so um die schönsten Hoffnungen geprellt worden zu sein, hat die Intendanz wohl die Einsendungen in den „Feuerfesten“ gelegt, und hat vergessen, sie von dort wieder herauszuholen. Es bedarf ganz sicher nur diefer sicher leisen Mahnung, und dann wird es dem Intendanten wieder einfallen, daß er noch etwas zu erledigen hat, was nicht zu umgehen ist und was durch langes Liegen nicht besser wird.

Und so werden also dieser Tage dann noch einmal die Preisrichter haarenschneidende befehlen sein und den Vorbeerb an die Einsender verteilen; wenn auch nicht Vorbeerb in der angelegten Menge, so doch immerhin Vorbeerb, bestehend aus Theaterpreislagen und so ähnlichen Kostbarkeiten.

Dann wird Friede ausgebrochen sein unter den Einsendern, dann wird allerdings auch getäufelte Hoffnung nicht mehr hoffen dürfen, daß die reichlich lange Dauer bis zur Veröffentlichung des Ergebnisses eben doch eine Hoffnung war, die nun nicht mehr gilt. Denn lange Wartezeiten haben ja oft doch die gute Seite, daß man eben hoffen kann, und um diese frohe Hoffnung möglichst lang zu strecken, deswegen hat die Theaterintendanz offenbar ein wenig langsam gemacht, aus reinem menschenfreundlichen Empfinden, wie wir wenigstens annehmen wollen.

Von Bunt und Tschunbunt

In Budapest trägt man jetzt wieder mehr Bart und Schnurrbart; diese Tatsache ist nicht zu verkennen. Sie fällt umso mehr auf, als gerade die am meisten exponierten und sichtbaren Männer in Budapest mit solchen männlichen Dingen ausgestattet sind: die Schupkeute und Verkehrsreisenden. Das ist kein Zufall, vielmehr hat der Herr Oberstadthauptmann von Budapest einen dahingehenden Wunsch geäußert; er war ein Gegner der alaktischen Gesichtser, er wollte wallende, typisch magyarische Schnauz- und Vadenbärte haben, er wollte wieder jene Seegrasmatrage am Kinn seiner Leute wollen sehen, die sich im Winde teilt, flatternde, wallende Bärte wollte er haben, nach der Vater Sitte.

Und wenn einmal ein Vorgekehrter sowas wünscht, so ist es schnell geschehen; nicht, als ob das mit dem Bart Befehl gewesen wäre. Keineswegs; er hat nur so nebenbei gesagt, daß er das männlicher finde, daß ein richtiggehender Bart Respekt einflöße, und daß schon ein Schnurrbart, der leicht vor Erregung zittert, so gut wie ein Grand mit Vieren ist, wenn man diese zitternden Schnurrbartspitzen richtig einsetzt.

Und der Stadthauptmann von Budapest hat fraglos recht; das müssen wir auch in Deutschland zugeben; ob man die Kraft des Bartes ohne weiteres beweisen kann, das ist eine andere Frage; vielleicht kann man es aber schon so beweisen, daß wir früher, als auch unsere deutschen Schupkeute und „Polizeisten“ noch wallende Bärte des Schnurres und des Kinnes hatten, mit viel weniger Personal auskamen, als heute, da alles leer und glatt und scharf ausgerastet unter den Kinnen und über den Lippen wenigstens der meisten Schupkeute ist. Keineswegs will der Chronist auf diese Weise einen Versuch machen, einen auch nur noch so geringen Beitrag zu den Staatsverhandlungen der Stadt Neuß oder der Landgemeinden zu liefern, indem er etwa Bartzwang als eine Möglichkeit zu Ersparungen im Polizeietat vorschlägt. Worüber allerdings nicht zu streiten sein sollte, das ist die Feststellung, daß man irgendwie beeindruckt ist, wenn man heute einen Mann mit einem Vollbart sieht, wenn auch mich persönlich immer der Teufel reitet, wenn so ein härtiger Mann kommt; immer möchte ich ihn fragen vorab, ob er den Bart nachts auf der Decke oder unter der Decke hat. Diese schicksalsschwere Frage hat allerdings nichts mit den Maßnahmen des Budapestener Oberstadthauptmanns zu tun; sie sei auch nur ganz nebenbei hier angeschnitten, und sie wird sicher den Glücklichen, die einen Mann mit einem Vollbart in der Familie haben, einen netten Unterhaltungstoff geben, etwa so: „Sag, Franz, wie es datt eigentlich: häh Du neißt de Baacht... ufw.“ Für die großzügige Benutzung dieser Frage werden seitens des unpolitischen Chronisten weder Honorare erwartet noch gewünscht; er stellt sie kostenlos allen treuen Abonnenten gratis und franco zur Verfügung.

Notiz aus der Wäldabündelwälder

In einer deutschamerikanischen Zeitung (Omaha, Nebraska „Tribüne“ Nr. 284 vom 16. 1. 1936) lasen wir dieser Tage folgende Notiz:

Düsseldorf sagt Fasching für Trauerwoche ab

Düsseldorf. Anlässlich der durch die Unwetterkatastrophe von Düsseldorf eingetretenen vier Todesfälle wurde für die Stadt eine Trauerwoche angelegt. Der Karnevalsaußschuß sagte alle Veranstaltungen für eine Woche ab. Die Zahl der Obdachlosen hat sich nach amtlicher Feststellung auf 300 Personen erhöht, für die in einem Arbeitsdienstlager Notunterkunft beschafft wurde. Die Kinder der Obdachlosen wurden in Kinderheimen untergebracht.

An dieser Notiz ist natürlich nicht nur die Überschrift interessant; andererseits ist uns das Thema zu ernst, als daß wir darüber einige billige, faule Witze machen möchten. An sich ist Neuß natürlich nicht darauf verfallen, sich etwa die Wirbelsturmkatastrophe in ihrem ganzen Umfang „gutzuschreiben“, aber hier erweist es sich doch, daß auch in dieser Richtung bis in die deutschamerikanische Presse hinein Faschismeldungen gelaufen sind. Gewiß mußte Düsseldorf seine große Karnevalsveranstaltung absagen, weil die Tonhalle Schaden gelitten hatte, gewiß sind auch den Düsseldorfern große Materialschäden entstanden, aber die größeren sozialen Schäden, die Obdachlosen, die so schwer betroffenen Siedlungen aber „stellte“ doch Neuß, und es ist allein vom Standpunkt der Wahrhaftigkeit aus sehr bedauerlich, daß der Name unserer Stadt nicht nur in den „Wochenchau“-Filmen nicht erschien, sondern nun sogar in der ausländischen Presse einfach unterschlagen wird, eine Tatsache, die man nicht einmal diesen Zeitungen vorwerfen kann, sondern eher ein Fehler in der Nachrichtenübermittlung ist, dessen Grund wir nicht wissen wollen.

Das Gold im Neimng

Da kann man aber doch einen schönen Schrecken bekommen, wenn man so die Zeitungen liest; dieser Tage habe ich irgendwo eine Meldung gelesen — und es ist anzunehmen, daß unsere Leser auch in den seltensten Genuss gekommen sind — wieviel Taler, die kürzlich außer Kurs gesetzt worden sind, nicht eingelöst wurden. Na, raten wir einmal, wieviel?

Für nicht weniger als 7,8 Millionen Mark (hebeneinhalb Millionen Mark) sind bei dieser Gelegenheit nicht eingelöst worden, wahrscheinlich, weil diese 2.600.000 Taler irgendwohin plazierte wurden, wo sie nicht hingehören; also etwa in den Strumpf oder in den alten Schrank, darinnen das alte „Tüppchen“ steht, worin man so sicher nicht nur Geld verstecken kann. Ziehen wir auch großzügig eine ganze Menge Taler ab, die die Sammler für sich festgehalten haben, zählen wir auch jene Taler ab, die einfach verloren gingen, so bleibt doch noch ein so großer Haufen guter harter Taler übrig, die wertlos geworden sind, daß es einem ganz gruselig werden könnte.

Es gibt keine bessere Propaganda für Sparkassen und Banken als eben diese Feststellung, daß 7,8 Millionen Mark vor die Hunde gingen für die Besitzer, weil sie ihr Geld im Strumpf oder sonstwo verwahrt hatten.

Eine ruhige runde Summe, mit der wir uns gerade so gut hätten helfen können!

Diaz

Der Redakteur sah den jungen Mann, der den Beitrag gebracht hatte, lächelnd an und sagte: „Der Wit soll neu sein? Den hat mir schon mein Großvater erzählt, als er noch ein kleiner Junge war!“



Die Wagen der Reichsautobahn-Bühne bringen den Arbeitern an den Reichsautobahnen Unterhaltung.

Die Melodie der Arbeit schwingt in tausendfältigen Akkorden: im großen Fabrikpaul und Laboratorium, im kleinen Näherküchen und elegant eingerichteten Direktionsbüros, im verdenden Haus und verschwindenden Abbruch, auf der Straße und auf dem Felde, in der Stadt und im Dorf.

Die Essen rauchen in Deutschland wieder. Millionen Hände formen, Millionen Köpfe denken. „Vorwärts!“ — „Aufwärts!“ lautet die Parole. Die Freude am Schaffen ist wiedergeboren. Im Fluge eilt die Zeit. Dem Mittag folgt der Abend, der Kraft durch Freude bringt.

Feierabend! Es hat einmal eine Zeit gegeben, die nur das Wort Feierabend kannte. Aber es war kein Feierabend des Frohsinns, sondern ein Feierabend der Sorge. Es war zeitlos lang, daß die Feuer in den Efen erloschen und die Schrauben der Maschinen im Rost erstarrten. Es war ein Feierabend, dem keine Arbeit wieder folgte. Er war verflucht. Ein Feierabend ohne Arbeitsfolge ist kein Feierabend.

Er ist kaum wiederzuerkennen, der Feierabend im Dritten Reich. Hunderprozentig besichert er dem Arbeiter der Stirn und der Faust das, was früher zu genießen nur dem Wohlhabenden beschieden war: Konzert und Theater, Kino und Tanz, Schule und Sport, Unterhaltung und Spiel.

Da stehen die Männer der Reichsautobahnen. Sie haben tagüber schwer gearbeitet. Sand und Steine gefahren, Räume gefällt und Felsen gesprengt. Nicht einer

den Gesprächsstoff der Arbeiter. Durch die Lande fährt neuerdings auch der Wagen der Reichstheaterbühne. Er bringt überallhin ein reichhaltiges Variétéprogramm, das viel Lust und Freude verspricht. Es sind keine Dilettanten, die da ihr Können zeigen; Künstler von Ruf und Namen setzen sich für den Feierabend des schaffenden Volkes ein und zeigen das Beste.

Der frohe Feierabend schwingt durch das deutsche Land. Über das holperige Pflaster des stillen Dörfchens rumpelt der Tonfilmwagen. Jugend stürzt ihm entgegen. Bäuerinnen mit aufgeschürzten Röcken treten vor die Türen. Was gibt's? Der



Großen und besinnlichen Feierabend schenken die ständigen und fahrbaren Theater.

Wagen hält vorm Krug. „Heute abend gibt's einen Tonfilm zu sehen, der Otto Wellmann heißt“, lacht der Mann vom Führer her. Aus. Vorführer und Assistent bauen im Saal die Tonfilmapparat auf. Die weiße Wand wird über die Bühne gespannt, die eisernen Efen werden geheizt, die Stühle zurechtgerückt und — das Spiel kann beginnen. Nach Feierabend erlebt der Landmann die Segnungen der großen Stadt, steht in der Wochenchau die weite Welt mit ihren Geschehnissen, im Kulturfilm das Werden und Wachsen eines Hühnchens im Ei und anschließend den Film, der ihn ganz gefangennimmt.

Bühnen rollen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Operetten schenken Frohsinn, klassische Lustspiele Erheiterung, Schauspiele ernste Besinnlichkeit usw. Unzählige von Künstlern der Landesbühnen sorgen für eine festliche Feierabendgestaltung, die nicht nur einen Abend füllt, sondern darüber hinaus dem Leben einen reichen Inhalt geben, die das Gemüt veredeln und den Menschen emporheben in die Sphären edelster Kunst.

Auch der Familienfuss wird durch die Pflege des Feierabends gefördert und in neue Bahnen gelenkt, denn die heutige Feierabendgestaltung knüpft die Familienbände fester. Wochenlang freut sich das Ehepaar schon auf die kommende Veranstaltung,

Erlebnis Feierabend

Unterhaltung, Spiel und Wissen für den Arbeiter
Der Sinn der Feierabendgestaltung

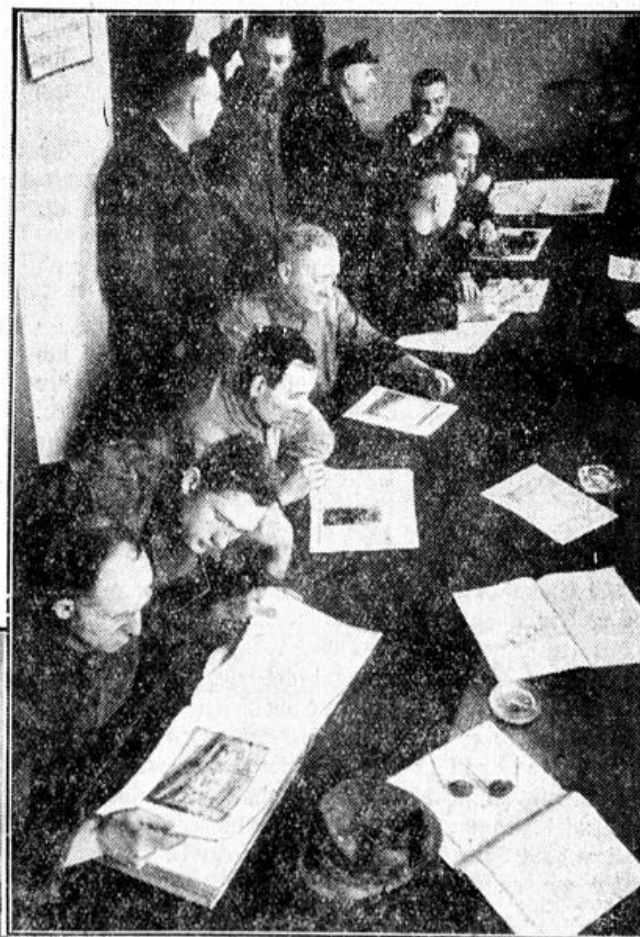
die gemeinsam besucht wird und hinterher Gesprächsstoff für viele Abende in Hülle und Fülle gibt. Theater und Konzert wecken gemeinsame Interessen, von denen sie vorher keine Ahnung hatten. Das gemeinsame Erleben verjüngt die angestaubten Gemüter und erschließt neue Freuden.

Heute abend ist ein großes Konzert in der kleinen Stadt angelegt. Eine Sinfoniekapelle spielt. Das Programm bringt Lieder sowie Märche, Opernmelodien und Serenaden, Hahn und Schützenburg. Das ist ein Genuß, den sich keiner entgehen läßt. Er läßt die Herzen höher schlagen und den Kummer des grauen Alltags vergessen.

Museen und Kunstaussstellungen: Der Arbeiter wußte einst nur vom Hörensagen, daß sie auf die Besucher warteten, auch auf ihn. Die Schätze standen einsam und lockten bestenfalls Kenner herbei. Und im Grunde genommen schante sich auch der Arbeiter danach, an diesen Schätzen sein Wissen zu bereichern, seinen Geist zu bilden. Heute wandert er durch die Museen, sachkundige Führer stehen

ausreicht, vornehmlich in den kleinen Orten, da holt er sich seine Bücher, die er in den Mußestunden liest und das Gelesene mit Bedacht und Sinn verarbeitet. Auch hier wird ihm und seiner Familie, die teilhat an diesen Stunden, der Feierabend zum Erlebnis.

Nach des Tages Last und Mühen wird überall der Feierabend zur wirklichen Feier.



In Lesefällen und Bibliotheken findet der Arbeiter Unterhaltung und Wissen.

Und mag die Gemeinde noch so klein sein, die Feierabendgestaltung findet überall Eingang. Weil der deutsche Arbeiter aus sich heraus einem sinnvollen Feierabend zugänglich ist und weil Volksgenossen seinen Wunsch zu teilen verstehen und ihm Anregungen geben.

Da hat sich eine Gruppe gebildet, die nach Feierabend den Volkstanz pflegt, Freude am Reigen der Vorfahren empfindet und längst vergessenes Volksgut aus der Truhe der Vergessenheit wieder hervorholt und zu neuem Leben erweckt. In einer anderen Stadt wird die Freude an der Leibesübung geweckt, Musik dient nach Feierabend den Mäusen des Frohsinns, Lieder zur Laute werden geübt, ganze Mandolinensorchester spielen ein Konzert auf.

Tausend Dinge gibt es, die die Abende verschönern helfen, den Menschen wieder zum Menschen führen, Gegenläge überbrücken und ein festes Band um alle Brüder schließen, die sich Deutsche nennen. Das Wort „Feierabend“ hat wieder einen frohen Klang. Freude jauchzt in ihm und Frohsinn, die Kraft zu neuer Arbeit schaffen.

Walter Schumann.



Fröhliche Leibesübung gehört heute zum Feierabend des Arbeiters.
Fotos: Wittner (2), Weltbild (1), Grimm (1), Scherls Bilderdienst (1) — M.



Die Schätze der Museen werden den Arbeitern erschlossen.

ist unter ihnen, der an das schwere Tagewerk zurückdenkt; denn Freude steht bevor. Dort unten im Dorf, wo die Varaden stehen, hält der Wagen, die Bühne der Reichsautobahnen. Die Schauspieler und Schauspielerinnen bereiten sich für die Aufführung am Abend vor. Dann strömt alles in den schnell, aber liebevoll hergerichteten Saal mit der provisorischen Bühne. Und nun erlebt der Arbeiter einen Abend der Entspannung und der Freude, einen Feierabend, der festlicher Ausklang ist. Wochenlang füllt eine einzige Feierabendgestaltung

* MODE UND HEIM *

Paßt der Schnitt für mich?

Ratschläge für die schneidernde Frau

Die Frau, die selbst zu schneidern be-
ginnen will und sich die Freude, Kleidungs-
stücke nicht nur nach eigenem Geschmack, son-
dern auch in eigener Arbeit herzustellen,
gönnt, wird zunächst wohl auf einen Schnitt
zurückgreifen. Diese fertigen Schnittmuster
sind aber auf Normalgrößen berechnet,
denen nur die wenigsten Gestalten vollkom-
men entsprechen. Jeder Körper hat seine
oder große Abweichungen, die beim Selbst-
schneidern besonders beachtet werden. Es
gilt in diesem Falle, die Abweichungen schon
beim Zuschneiden zu berücksichtigen, nicht
nur, weil Fehlendes sich leider später nicht
mehr ergänzen läßt, sondern weil die selbst-
schneidernde Frau in der Regel auch selten
Gelegenheit hat, sich die begonnene Arbeit
von einer anderen Person ausprobieren und
nach dem Körper passend abstecken zu lassen.

Es ist wichtigste Vorbedingung, sich
zuver eine Tabelle mit den genauen eigenen
Körpermaßen anzufertigen. Zu diesem
Zweck läßt man sich am besten von einer
zweiten Person Maß nehmen. Die richtige
Schneidertabelle enthält 16 Punkte. Sie
werden untereinander aufgeschrieben und
erhalten rechts den Zusatz in Ziffern. Fol-
gende 16 Punkte müssen gemessen werden:
1. Oberweite: hart unter den Armen über
den Rücken und so über die stärkste Stelle
der Brust gelegt. 2. Taillenweite: rings um
die engste Stelle gemessen, jedoch ohne
Eingehen. 3. Brustweite: von Armanfag
zu Armanfag quer über die Brust. 4. Vor-
derlänge: von der Halsgrube bis zum
Gürtelschluß. 5. Seitenlänge: von der

Achselhöhle bis zum Gürtelschluß. 6. Rücken-
länge: vom Halswirbel bis zum Gürtel-
schluß. 7. Rückenbreite: vom Armanfag zum
Armanfag quer über den Rücken. 8.
Schulterhöhe: von der vorderen Mitte des
Gürtels über die Schulter bis zur hinteren
Mitte. 9. Achselhöhe: von der vorderen
Mitte des Gürtels über die Achselhöhe bis
zur hinteren Mitte. 10. Halsweite: rings
um den Halsansatz. 11. Ärmellänge innen:
an der inneren Naht gemessen. 12. Ärmel-
länge außen: an der hinteren Naht ge-
messen. 13. Hüftweite: 15 Zentimeter unter
dem Gürtel gemessen. 14. Vordere Rod-
länge: vom Gürtel bis zum Rodsaum. 15.
Seitliche Rodlänge: vom Gürtel über die
Hüfte bis zum Rodsaum. 16. Hintere Rod-
länge: vom Gürtel bis zum Rodsaum.

Die meisten Modezeitschriften enthalten
Tabellen, aus denen ersichtlich ist, welche
Grundmaße die verschiedenen Nummern der
Schnittmustergrößen haben. Danach kann
man die Nummern wählen, deren Maße den
eigenen am nächsten kommen. Dann müssen
die Schnittmusterstücke, die sorgfältig aus-
geschnitten werden, auf neue Papierbogen
aufgelegt und nach den eigenen Maßen ver-
ändert und erneut zugeschnitten werden.

Man kann vor Beginn des Schneiderns
diese Dinge nicht sorgfältig genug achten.
Je mehr Mühe man darauf verwendet, diese
Schnitte passend und genau zu arbeiten, um
so größer ist die Sicherheit für guten Sitz
des selbstgeschneiderten Kleides.

Der Eislaufsport mit seiner
schwebenden, graziösen Rhyth-
mik ist dem Wesen der Frau
besonders verwandt. Frauen
sollten ihn daher immer mehr
und nicht nur in ganz jungen
Jahren pflegen. Das Eislaufen
ist als Sport von hohem ge-
sundheitlichem Wert und bei
zweckmäßiger Kleidung auch
eine reine Freude. Das tradi-
tionelle Samtkostüm mit der
Verschnürung ist ein wenig
aus der Mode gekommen. Noch
graziöser wirkt das glatt ge-
arbeitete Samtkleid — schwarz,
dunkelblau, dunkelgrün —
mit einem kleinen weißen
Pelzrandchen am Hals, gleich-
artigem Muff und Barett und
weißen Stiefeln. Für die Frau,
die noch nicht die „Hohe
Schule“ der Eislaufkunst be-
herrscht, ist ein glatter Hosen-
rock mit farblich schönem
Pullover, gleichartigen Mütze
und Handschuhen sowie einem
breiten Ledergürtel sehr prak-
tisch. Die kleinen Mädchen, die
sich auf dem Eis tummeln,
sehen reizend aus in weiten
Schottenröckchen und einer
leuchtenden geknöpften Jacke
darüber — schwarzweißes
Röckchen und rote Jacke, rotes
Mützchen und weiße Hand-
schuhe beispielsweise. Auch
die bunte Kante der Söckchen
kann das Rot wiederholen.

Launen der Mode

Auf zwei gleitenden Stahlrollen



Wir schonen die Hände!

Haushalt leicht gemacht

Anspruchlose Zimmerlinde

Wie pflegt man sie?

Ein wirklicher Schmuck für Wohnräume
ist die Zimmerlinde, die noch den Vorzug
hat, wenig Ansprüche an Pflege zu stellen.
Zu beachten ist nur folgendes: Alljährlich
einmal, im Frühjahr, muß die Linde um-
gepflanzt werden, und zwar verlangt sie eine
gute Erdmischung mit Zusatz von sandiger
Mistbeeteerde.

Im Winter soll die Zimmerlinde kühl
stehen und niemals der starken Sonnen-
bestrahlung ausgesetzt sein. Der Topf darf
nur mäßig feucht gehalten werden; die Erde
muß mit einem Holzstiel oft aufgelockert
werden. Einmal in der Woche soll man
Ober- und Unterseite der Blätter mit einem
weichen Schwamm und lauwarmem
Wasser vorsichtig abwischen und dabei dar-
auf achten, daß sich keine Schädlinge anse-
ssen. Diese müssen sofort durch eine
chemische Lösung, die die Drogerie empfiehlt,
entfernt werden.

Im Sommer darf die Zimmerlinde auf
dem Balkon stehen, wenn er windgeschützt
und nicht allzu sonnig ist. Sonst bleibt sie
im Zimmer und kann frische Luft durch ein
offenes Fenster bekommen. Man muß sie
täglich abspülen und gleichmäßig feucht
halten, nie austrocknen lassen. Ein und
wieder den Topf mit Blumendünger gießen.

Beachtet man diese Ratschläge, so hat

Gepflegte Hände trotz Küchen- und
Hausarbeit — das ist durchaus möglich! Es
gilt nur, einige kleine Tricks zu beachten
und sie wirklich durchzuführen. Da ist bei-
spielsweise die Zubereitung von Kartoffeln.
Ist es überhaupt denkbar, dabei keine
blauen Hände zu bekommen und nicht die
Spuren dieser Tätigkeit in den Hautfalten
der Hände tagelang mit sich herumzutragen?
Allerdings — man muß den Kartoffeltopf
nur in Viertel schneiden, jedes Viertel einzeln
hobeln und dabei das Oberblei, auf dem die
Hand liegt, mit einem festen Leinwandlappen
bedecken. Das kostet nicht mehr Zeit als
gewöhnlich, und die Hand wird überhaupt
nicht in Mitleidenschaft gezogen. Das ist
übrigens eine ebenso kleine Mühe, wie die
blaue Farbe beim Weinbeerenverlesen im
Sommer von den Händen fernzubehalten.
Kauft man nämlich gute, trockene Beeren, so
braucht man sie überhaupt nicht zu waschen.
Man schüttet sie in eine Schüssel mit reichlich
Wasser, rührt sie mit einem Holz mehrmals
um, läßt sie sich dann setzen und schöpft sie

man eine der dankbarsten Zimmerpflanzen,
die zu jeder Jahreszeit wie eine kleine grüne
Dasei den Raum erheitert und mit neuen, licht-
grünen Schöpfung für Pflege und gute
Behandlung dankt.

auf der Oberfläche des Wassers angesam-
melten trockenen Blatt- und Stielteile ein-
fach ab. Die Beeren sind dann tadellos und
sauber.

Stark erdige und verschmutzte Kartoffeln
zu schälen, ist auch keine Freude. Legen
wir die Kartoffeln aber zuvor eine halbe
Stunde in reichlich Wasser, rühren wir sie
ebenfalls ein paarmal mit dem Holz um,
so sammeln sich am Boden der Schüssel die
Erde und die fast sauberen Kartoffeln lassen
sich leicht schälen, ohne daß die Hände durch
den trockenen Schmutz angegriffen werden.

Noch leichter kann man sich die Arbeit bei
den Wurzeln machen. Kleine Karotten
brauchen überhaupt nicht geschabt zu wer-
den! Man wäscht sie gründlich, dann be-
streut man sie mit Salz und reibt sie kräftig
damit ab. Spült man die Karotten nun in
frischem Wasser nach, so sind sie tadellos
sauber, außerdem ist viel mehr vom Ge-
würst erhalten geblieben, als beim Schaben.
Große ältere Möhren werden zunächst ge-
waschen, eventuell gebürstet, dann mit
kochendem Salzwasser überbrüht. Man läßt
sie fünf Minuten darin ziehen und wird
sich freuen, wie leicht dann die äußere un-
genießbare Haut sich in großen Teilen mit
dem Messer ablösen läßt. Die Hände wer-
den davon nicht beschmutzt.

Welche den Händen ein häßlicher Geruch
anhaften, wenn man mit Zwiebeln oder

Fisch hantiert hat, so läßt sich dieser Schaden
leicht beheben, indem man die Hände mit
etwas Senfmehl abreibt. Aber Fischgeruch
läßt sich überhaupt vermeiden, wenn man
sich daran gewöhnt, die Fische unter Wasser
mit einem nicht zu großen, spitzen Messer zu
schuppen, nachdem man sie mit einem Tuch
abgerieben und zwei Sekunden in heißes,
fast kochendes Wasser getaucht hat. Oft
lassen sich die Schuppen dann schon einfach
mit dem Tuch entfernen.

Was sagt der Jurist dazu?

Aussteuerpflicht

trotz Ehestandsdarlehen?

In jüngster Zeit sind häufiger Fälle be-
kannt geworden, in denen Väter sich wei-
gerten, der Tochter die angemessene Aus-
steuer zur Einrichtung des neuen Haus-
standes zu gewähren, unter Hinweis auf die
Pflichtigkeit der jungen Brautleute, sich ein
Ehestandsdarlehen aus staatlichen Mitteln
zu beschaffen. Mehrfach sind solche Fälle
erst auf gerichtlichem Wege geklärt worden.

Dazu ist zu sagen, daß die staatlich-
öffentlichen Mittel nicht bereitgestellt sind,
um Väter von der Aussteuerpflicht zu be-
freien. Eine Ehe, die durch Finanzdruck-
nahme privater Mittel möglich wäre,
braucht nicht durch öffentliche Mittel unter-
stützt zu werden. Diese Mittel haben nur
den Zweck, wirklich bedürftigen jungen
Volksangehörigen, die im anderen Falle keine
Ehe schließen könnten, die Gründung eines
Hausstandes zu ermöglichen.

Das praktische Heim

Was gehört auf meinen Schreibtisch



Heute arbeiten wir eine
hübsche Einrichtung für den
Schreibtisch! Wir brauchen nur
ein paar gute, feste Kästchen,
einige Wachsdrucke, ein
Stück Chintz, praktisches bun-
tgeklebtes, etwas passendes
Klebpapier, Klebstoff und —
Phantasie! Da wird ein Käst-
chen abgeschraubt und durch
Zwischeneinlage aufgeteilt. Dort
hinein kommen die Briefbogen,
Umschläge, die Postanweisungen,
Zahlkarten, Postkarten
und Papiere. Ein zweiter
schmalere Kasten kann uner-
ledigtes, Briefschaften oder
Spielkarten aufnehmen. Ein
kleines Büchlein wird, mit
einem Haken und einem seit-
lichen Alphabet versehen, als
Telephonsprechbuchlein auf-
gehängt. Für das Telephon-
buch arbeiten wir eine pas-
sende Hülle; es wirkt dann
gleich weniger „büromäßig“.
Ein anderes Kästchen wird mit
Zetteln gefüllt und erhält
einen Bleistift an sicherer
Schnur, für rasche Notizen.
Dann noch ein Buch für aus-
geschnittene und geschriebene
Rezepte sowie praktische
Hinweise, eines für oerliche
Bücher, ein drittes, ein Tage-
buch über die Kinder zu
führen.

Was tun Sie, wenn...?

wenn hell lackierte Türen Schmutzstellen
haben? Man reibt mit Panamasäure ab,
weshalb sie dann weder Farbe noch Glanz ein-
büßen!

wenn Regenschirme und Regenmäntel
durchlässige Stellen bekommen? Man benezt
sie mit essigsaurem Tonerde, wodurch sie
wieder Wasserdichtigkeit gewinnen.

wenn Eierchalen nicht gebraucht
werden? Man tut sie in ein Gefäß, bedeckt
sie mit Wasser und läßt sie zehn Tage stehen,
um dann einen sehr wirksamen Blumen-
dünger gewonnen zu haben.

wenn die Rosinen im Kuchen nicht alle
zu Boden sinken sollen? Man wendet die
abgewaschen oder gebräunten Rosinen rasch
in Mehl, bevor sie im Teig verarbeitet
werden.

wenn die Bügelfalten in Herrenhosen
recht lange vorhalten sollen? Man benezt
sie mit einem feuchten Tuch und bestreicht
die Knüpfstellen mit einem Stück Seife, bevor
man sie unter dem Tuch bügelt. Das gleiche
gilt für Faltenröcke.

wenn Ei lange aufbewahrt werden soll,
ohne ranzig zu werden? Man füllt es in
eine grüne Flasche.

wenn zu weiche Eier noch einmal nach-
gekocht werden sollen? Das gelingt nur,
wenn man die Eier in kochendes, starkes
Salzwasser legt.

wenn neue Lederschuhe möglichst lange
tadellos falltenloses Oberleder behalten
sollen? Man reibt die neuen Schuhe vor
dem Tragen mit Rizinusöl ein.

wenn ein schmutziger Schwamm ge-
reinigt werden soll? Man läßt ihn eine
Viertelstunde in warmem Wasser liegen,
dem ein wenig Salzsäure zugesetzt ist. Ein
Teil Säure auf zehn Teile Wasser. Dann
wäscht man den Schwamm in reinem Wasser
durch, weicht ihn zum zweitenmal ein, dies-
mal in einer Lösung von Brennspritus und
Wasser, wieder im gleichen Mengenver-
hältnis wie oben. Nun wird der Schwamm
gründlich gespült und getrocknet.

Warum geht die Nähmaschine so schwer?

Häufig ist der Treibriemen daran schuld.
Er kann zu stark oder zu schwach gespannt
sein, beides muß behoben werden. Oftmals
gerät auch der Faden, ohne daß man es be-
merkt, in das Getriebe; dann muß man ihn
vorsichtig mit allen Nadeln daraus entfernen.
Am häufigsten aber sind die verschiedenen
Teile zwar sorgfältig geölt, jedoch nach der
Ölung nicht gereinigt, so daß sie arg ver-
staubt sind. Eine verstaubte Maschine kann
aber nicht einwandfrei arbeiten. Also aus-
einandernehmen, reinigen und die Schrau-
ben nicht zu fest anziehen!

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



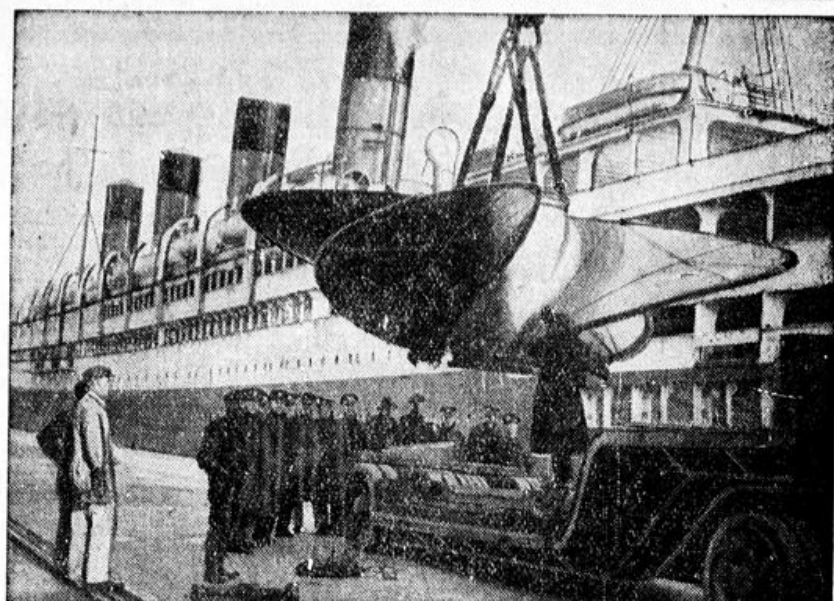
Schwierige Kraftfahrzeug-Winterprüfung 1936

Ein gefährlicher Rutscher im tiefen Schnee auf der Harzhöhe bei Torfhaus, der aber noch gut verlaufen ist. Die verschneiten Berge des Harzes und Regen im Tal stellen an die Fahrer hohe Ansprüche.

Bild rechts:

Für das größte Schiff der Welt bestimmt

Auf dem Dock von Southampton wird eine der 53 Tonnen schweren Erbsen- und Bohnen für den englischen Riesen-Dampfer „Queen Mary“ verladen.



Das Goldene Olympiabzeichen für Baillet-Latour

Dr. Ritter von Hail, Präsident des Organisationskomitees überreicht dem eben in Garmisch-Partenkirchen eingetroffenen Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees, Graf Baillet-Latour, das Goldene Olympiabzeichen. Dahinter: Gg. Dewald und Baron le Fort. (Bild links)

Abchied von General Kondylis

Die engsten Freunde des griechischen Generals Kondylis, der ganz plötzlich einem Herzschlag erlag, nehmen an seiner Bahre Abschied.

Fahrrad mit Autosteuerung
Es erregte in Londons Straßen Aufmerksamkeit: Ob sich diese Neuerung jedoch durchsetzen wird, bleibt fraglich.



Londons Fleischversorgung durch Streik bedroht.
Eine Massenversammlung der streikenden Arbeiter in der Londoner Fleischverteilungshauptstelle Smithfield. Der Streik, durch den Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne gefordert werden, hat rund 10 000 Personen erfasst und bildet eine Gefahr für die Fleischversorgung der englischen Hauptstadt.

Bild unten:

Studentenunruhen in Kairo
Studenten, die gegen Polizeitruppen mit Steinen vorgehen. In der letzten Woche kam es in Kairo wiederholt zu Zusammenstößen.

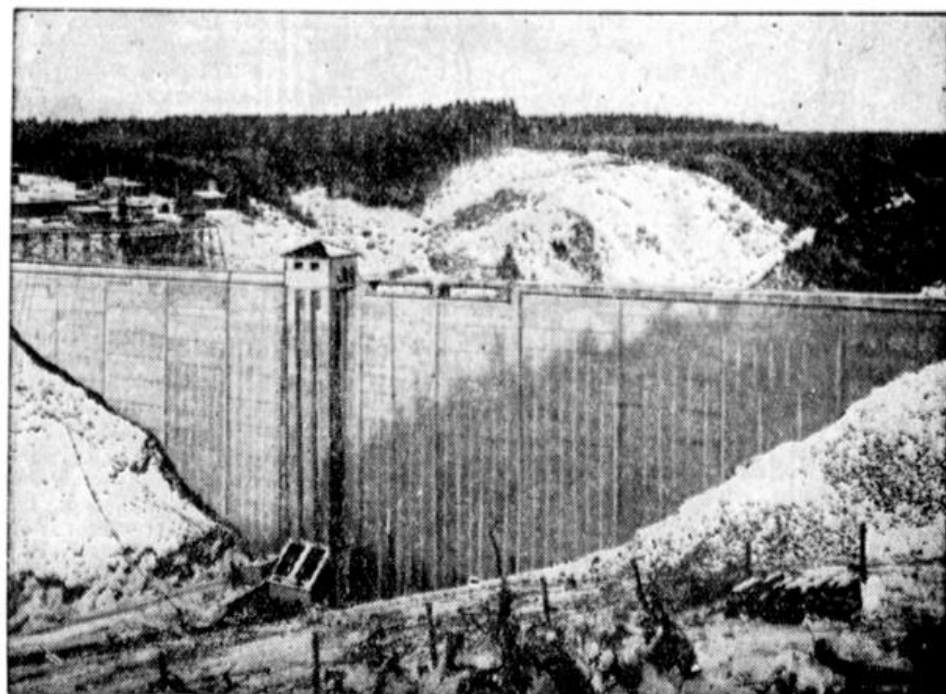


Motorisierung englischer Kavallerieregimenter

Kavalleristen des 3. Königlich-husaren-Regiments in einem getarnten achtspitzigen Geländewagen beim Überqueren eines Grabens. Nach einer Anordnung des Kriegsministeriums wurden jetzt die vierde acht berühmter Kavallerieregimenter durch Panzerwagen, Kleinautos und Kleintanks ersetzt.

Bild unten rechts:

Zillerbach-Zäpferröhrnigrode fertiggestellt
Bild auf die gewaltige Staumauer, die hier zum ersten Male in Bogenform gebaut wurde und glücklicher Ausnutzung der natürlichen Gegebenheiten im Nordharzgebiet ihre Festigkeit erhält.





Zeichnung
den Aufmerksamkeits
durchsetzen wird,



Spielplatz der Jugend

Ein paar kleine Ratschläge

Umgang mit Schneemännern

Seit Wochen gab es keinen Schnee, und Frig hatte sich doch vorgenommen, in diesem Winter endlich einen Schneemann vor die Tür zu setzen, daß jedem, der vorbeiging, der Wind aufleihen sollte ob solcher Pracht. Aber endlich hatte der Himmel ein Einsehen — es schneite die ganze Nacht hindurch in dicken Flöten. Und als Frig am anderen Tage aus der Schule kam, war das erste nach dem Mittagessen, daß er sich an den Bau seines lange geplanten Schneemannes machte.

Als es um vier Uhr dinstete, war Frig erschöpft; zwei Nachbarsjungen, die er — ungern, aber unumgänglich nötig — zu Hilfe gerufen hatte, fühlten sich nicht frischer als er; der Schneemann jedoch, der da in Vorgarten stand, war nicht anders als die Schneemänner aller anderen Jungen, und durchaus nicht überwindlich — im Gegenteil, er war klein, schmuddelig, voller Beulen und etwas schief...

Ja, — es ist eine besondere Sache um den Bau von Schneemännern. Bäume man glücklich den ersten großen Wallen an den richtigen Platz, so hatte schon dieser einen Fehler: er hatte Erdbroden an sich, die seine Schönheit stark beeinträchtigten, sich aber von den steifen Fingern nicht gut entfernen ließen. Kam man dann mit dem zweiten Wallen an, so fand man, daß er viel zu groß und schwer war, um ihn hinaufzuheben. Also mußte man ihn verteilern, bis er höchstens den Umfang eines großen Kürbisses hatte. Außerdem ließen die Mundungen zu wünschen übrig — kurz, wie schon gesagt, der Eindruck war nicht überwindlich, der Schneemann enttäuschte.

Aber wie soll man es machen? Nun, Schnee ist im allgemeinen ein recht bildbarer Stoff, und es gibt Künstler,

die in den Winterferien ganze Schneepasteten hervorzaubern, Menschen- und Tiergruppen, die neben manchem Marmordenkmal stehen könnten. So weit wollen wir es aber gar nicht bringen. Wir wollen einen einfachen Schneemann bauen, aber hübsch und sauber soll er sein. Und da greifen wir zu zwei Hilfsmitteln: einer Säge und einem Messer.

Eine reizende Schneepastete



Putt, putt, putt, da kommen sie...

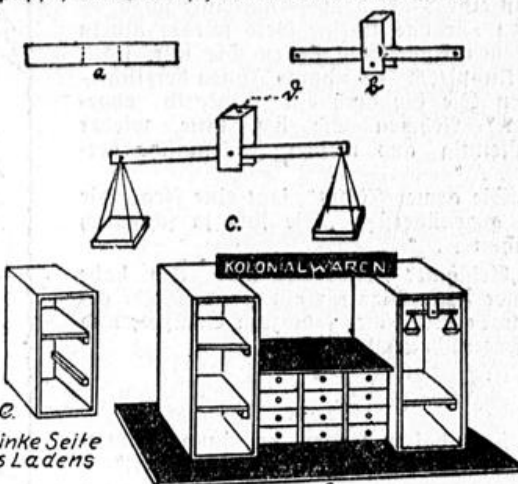
arbeit geleistet. Nun säubert man ihn von anhaftender Erde, indem man sie mit einem Messer abschneidet. Das Messer hilft dann weiter dazu, die Figur des Schneemannes in die rechte Form zu bringen, alle Ecken und Kanten, die nicht hingehören, zu entfernen und das Gesicht ein wenig durchzubilden. Kohlenröhrchen als Augen, die Möhrrebe als rote Nase, Ziegelfüßchen als Ober- und Unterlippe, obenrauf ein Hut, den bestenfalls an die Seite gedrückt, ein Paar alte Holzschuhe oder Stiefel unten „angearbeitet“ — und da steht das Kunstwerk, dem so leicht feines in der Nachbarschaft gleichkommen wird!

Wer nun daran denkt, seinen Schneemann zu einem längeren Leben zu verhelfen, der nehme die Gießkanne oder den großen Zerstäuber von Mutter Mumentisch und besprühe den Schneemann ein wenig damit. Durch die leichte Vereisung, die sich einstellt, bleibt der Mann mehrere Tage länger am Leben als seine Artgenossen, die sich bereits Tage früher in Wasser auflösen. Je sorglicher der Schneemann errichtet wurde, desto mehr Freude hat man.

Allerlei Bastelei

Wir bauen einen Kaufmannsladen

Dazu werden gebraucht: zwei flache Zigarrenkisten (für 50 Stück), zwölf leere Streichholzschachteln, etwas starke Pappe, ein Stück schmales Band und Leim.



Zeichnung: Krusch

Nachdem alles Papier von den Zigarrenkisten entfernt ist, nehmen wir von der einen Kiste Deckel und Boden weg. In diesen Rahmen wird die aus starker Pappe angefertigte Waage eingeleimt. Die Waagschalen, aus dünner Pappe oder kleinen Pappfässchen hergestellt, hängen an Garnfäden. Als Achse dient ein Stück Draht, das an beiden Enden durch eine Holzperle oder dergl. festgehalten wird. a) Pappstreifen für die Waage, wird an der punktierten Linie eingeritzt und umgebogen; b) der umgebogene Pappstreifen mit dem Querbalken; c) die fertige Waage, die bei d) in den Zigarrenkistenrahmen eingeleimt wird. An den Boden jeder Streichholzschachtel klebt man ein Stück Band fest, 1 Zentimeter nach vorn überstehend zum Herausziehen der Schubladen. Die Schachtelhüllen werden zusammengeleimt, drei nebeneinander, vier übereinander, dann etwas beschwert, bis sie trocken sind. An der zweiten Zigarrenkiste wird der Deckel entfernt. Wir bauen zwei Schrankfächer ein, indem wir innen an die Seitenwände je zwei Holzleisten leimen, auf die, wenn sie fest kleben, die genau passend zugeschnittenen Bretchen aus Holz oder starker Pappe gelegt werden. Unter die Waage leimen wir ebenfalls ein solches Brettchen.

Nach Abbildung f) werden die drei Teile zusammengeleimt, oben auf die Streichholzschachteln kommt noch eine Ladenplatte aus Holz oder Pappe, die Vorderseite jeder Schublade wird mit Papier (holzfärbig) beklebt. Oben werden die beiden Kisten durch ein recht glattes Brett mit geraden Kanten — das Firmenschild — verbunden.

Der Beweis.

„Woran erkennst du eigentlich das Alter eines Huhnes?“
„An den Zähnen.“
„An den Zähnen? Das Huhn hat doch keine Zähne!“
„Das Huhn nicht, aber ich.“

Wie man ein Elefantenskelett birgt...

Wozu braucht der englische König Knochen?

Spannende Einzelheiten erzählt in einem Londoner Blatt die Frau des englischen Forschungsreisenden E. A. Glover, die zusammen mit ihrem Gatten die Dschungeln von Südafrika durchquert hat, um nach Seltenheiten für die naturgeschichtliche Abteilung des Britischen Museums zu suchen.

Schon am ersten Tage ging das Elefantenskelett in Verwesung über, und die Lust, die das faulende Fleisch ausströmte, war kaum zu aumen. Die Eingeborenen wehrten sich, die Arbeit fortzuführen, weil der Genuß und der Anblick dieser gewaltigen Fleischmassen sie bezauberte. Es gab Schlachten um besondere Lederbissen; Weiber, Kinder wurden zu Boden getrieben, und in einem Zaunel der Begierde kämpfte man um den kostbaren Braten. Als endlich eine Entspannung eingetreten war, wurde die



Gegend nach Elefantenknochen abgesucht, eine sehr schwierige Aufgabe, da die Knochen von den Wilden in alle Richtungen fortgeschleppt waren. Nur widerwillig ließen sich die Eingeborenen zu dieser Arbeit bewegen, sie wollten nicht begreifen, wozu man die ungenießbaren Knochen verwenden konnte. Man erklärte ihnen, daß der König von England dieses „unnütze Zeug“ brauche. Allein 16 Mann waren nötig, um den gewaltigen Kieferknochen des Elefanten nach dem Lager zu schleppen, und es wurde genau beobachtet, ob die noch immer mürrischen Eingeborenen ihre schwere Last auch wirklich abließen. Dann erfolgte der Weitertransport in Lastwagen. Todmüde streckte sich der Überträger aus: „Sagt dem König von England, daß Knochen schlechtes Essen sind und das Fleisch am besten schmeckt.“

BLICK IN DIE WELT

Agencia Stefani.

Unter oder vor den jetzt mit besonderem Interesse gelesenen amtlichen italienischen Depeschen liegt man meist das Wort Stefani, und der erfahrene Zeitungsläser weiß, daß damit die amtliche Nachrichtenagentur Stefani gemeint ist. Er weiß aber im allgemeinen nicht, woher dieser Name stammt. Der Name stammt aus dem „Risorgimento“, dem Erwachen des italienischen Nationalismus in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals gaben Studenten von Padua eine kleine satirische Zeitschrift heraus: „Al Caffè Pedrocchi“. Zweck der Zeitschrift war, die Studenten der Stadt langsam auf eine Erhebung gegen Österreich vorzubereiten. Ständig erschienen in dem Blatt Liebeserklärungen an Italia (Anagramm von „Italia“). Den österreichischen Behörden fiel das zwar auf, man merkte aber nichts, sondern fragte sich nur verwundert, ob es in der Stadt denn gar kein anderes Mädchen gebe als diese Italia. Unter der Föschung „Italia“ sollte schließlich die Revolution ausbrechen, aber schließlich bekamen die Österreicher doch Wind von der Sache, und die Herausgeber der Zeitschrift wurden eingesperrt. Einem von ihnen gelang es, nach Piemont zu entfliehen. Er hieß Stefani, der von nun an Korrespondenzen an alle möglichen Zeitungen im Ausland schickte, um sie über die italienische Freiheitsbewegung aufzuklären. Aus diesen Briefen entstand dann später die heutige amtliche Agentur.

Nach dem Floh der Wandvurm?

Was es vor einigen Jahren der Floh, den man auf die Aussterbeliste setzen zu müssen glaubte, so ist es nun eine andere Plage, die auffallend zurückgeht, — wenn man den Bericht aus Amerika glauben kann. Die in zwei großen Krankenhäusern behandelten Wandvurmfälle betragen nur noch den siebenten Teil der gleichen Erkrankungen, die sich im Jahre 1927 meldeten. Man glaubt, daß die verbesserte Hygiene in den Schlachthöfen die Ursache ist.

Das „blaue Buch“ über den Clifford-Prozess.

Kürzlich mußte sich Lord de Clifford vor dem britischen Oberhaus gegen die Anklage des Votschlages verteidigen (er hatte mit seinem Auto einen Fußgänger überfahren und getötet). Das Oberhaus sprach den Lord frei. Bei dieser Gelegenheit erklärte man, daß das Oberhaus alle Prozesse, die vor ihm geführt werden — es sind äußerst wenige — nach dem Urteilsspruch in Buchform veröffentlicht. Diese Mandbücher sind streng in einem altenglischen Stil gehalten. Vorchrift ist z. B., daß das Datum lateinisch ist. Es lautet im Fall des Lord de Clifford: „Die Jovis 12 Decembris 1935.“ Klaffisches

latein ist diese Datumsbezeichnung allerdings nicht, und man kann vor allem erstaunt darüber sein, daß aus dem „Tag des Herrn“ in dem Almanach ein „Tag des Jupiter“ geworden ist.

Wenn Taxist freileben...

Eine besondere Art, ihrem Unwillen einer neuen Verkehrsordnung gegenüber Ausdruck zu geben, hatten sich die Fahrer der Kraftdroschken in Amsterdam ausgedacht. Vierzig dieser empörten Chauffeure fuhren ihre Wagen bis zu den Brennpunkten des Verkehrs, stiegen aus, schloßen den Wagen ab und suchten das Weite. Der heillose Wirrwarr, der entstand, konnte nur mühsam gelöst werden, dann aber ging man auf die Suche nach den Unbeteiligten, die sich versteckt hielten, und gab ihnen deutlich zu verstehen, daß diese Art von Widerspruch völlig unangebracht war.

Wettergegenstände in aller Welt.

Während es von Asien bis nach Frankreich hinein unentwegt regnete und die Wasser ins Ungemessene stiegen, durstet Australien seit Wochen. Ungewöhnliche Kälte regte in Sibirien ein, und auch Nordamerika leidet unter Kältewellen, die durch ihr unvermitteltes Auftreten Mensch und Tier gefährden. Stürme suchten die Südsee und die japanischen Inseln heim, und die Ventrubigungen Hawaiis durch Erdbeben und Lavamassen dauern an.

Schmetterlingsjagd mit dem Auto

Der französische Insektenfänger Bruissan beabsichtigt, im nächsten Sommer in ganz Frankreich Schmetterlinge mit dem Auto zu jagen. In diesem Zweck hat er die Scheinwerfer seines Wagens mit großen Schmetterlingsnetzen umkleidet. Wenn er nachts auf Waldwegen fährt, in deren Nähe sich Schmetterlinge aufhalten, werden die Insekten durch das Licht angelockt und geraten in die Netze, aus denen sie bequem geborgen werden können.

Aus einer alten Zeitung.

Im „Daily Telegraph“ vom 7. Januar 1861, vor 75 Jahren also, finden wir folgende Notiz aus Amerika: „Anlässlich der drohenden Uneinigkeit in den Vereinigten Staaten hat Präsident Buchanan den heutigen Tag zum nationalen Tag der Demut, des Fastens und des Gebetes erklärt. Der Staatenbund, schrieb er dazu, steht in unmittelbarer Gefahr. Panik und furchtbare Not herrschen im ganzen Land. Unsere arbeitende Bevölkerung ist ohne Beschäftigung und nicht mehr in der Lage, sich zu ernähren...“ Im gleichen Jahr begann der amerikanische Bürgerkrieg, der über vier Jahre lang die Vereinigten Staaten in zwei feindliche Lager teilte.

Schwieriger Auftrag

Timotheus sitzt in der Elektrischen — die Ellbogen fest an die Hüften gepreßt, die Hände von sich gestreckt.

„Ach, lieber Schaffner“, steht er, „greifen Sie doch mal in meine rechte Zuckertasche, da ist eine Mark drin — ich danke schön, — stecken Sie das übrige Geld wieder hinein und den Fahrkartein stecken Sie mir, bitte, ins Knopfloch — ich danke Ihnen herzlich — haben Sie sich auch ein Trinkgeld abgezogen? Nehmen Sie sich, bitte, wieder 5 Pfennig aus meiner Zuckertasche heraus.“

„Sie armer Mann“, sagt eine Frau, die ihm gegenübersteht, „Sie sind ja schrecklich gelähmt.“

„Gelähmt? Ach? Wo! Ich habe meiner Frau Mah für ein Paar Schuhe genommen und fahre jetzt zum Schuster, und darf es nicht verlieren.“

Schade.

„Fabelhafter Reiter, der junge Stotterow, einfach verwachsen mit dem Gaul!“

„Um — wird wohl demnächst 'ne Operation geben. Der Gerichtsvollzieher will nämlich den Gaul haben.“

Die lieben Kleinen.

Schöne Versicherung! Die gute Schwester hat dem lieben Brüdchen eine Glasugel ins Ohr hineingequetscht. Mit zitternden Händen holt der vielgeprüfte Vater den Fremdkörper heraus. Als die Gefahr beseitigt ist, kriegt er erst die richtige Wut:

„Du nichtsnutzige Göre! Wie kommst du denn auf solche Dummheit?“

„Aber Vati, ich wollte bloß mal sehen, ob du recht hast.“

„Ob ich recht habe?“

„Ja, du sagst doch immer, daß bei ihm alles zum einen Ohr reingeht und zum anderen raus!“

Entgegenkommend.

Vater: „Ich habe jetzt keine Zeit, du besuchst deine Prügel ein andermal.“

Mutter: „Es hat gar keine Eile, Vater.“

Im Warenhaus.

Geizhals: „Ich möchte ein Paar Hosen-träger kaufen.“

Verkäuferin: „Soll es etwas Stabiles für den Herrn sein?“

Geizhals: „Nein, das braucht es nicht, ich will sie verschenken.“

Klein angefangen.

Sohn: „Papa, die Leute sagen alle, daß du sehr klein angefangen hättest.“

Vater: „Ja, das stimmt auch! Als ich geboren wurde, soll ich nur vier Pfund gewogen haben!“

Das Pumpgenie.

„Gestern wurde in der Stadt erzählt, du wärest gestorben.“

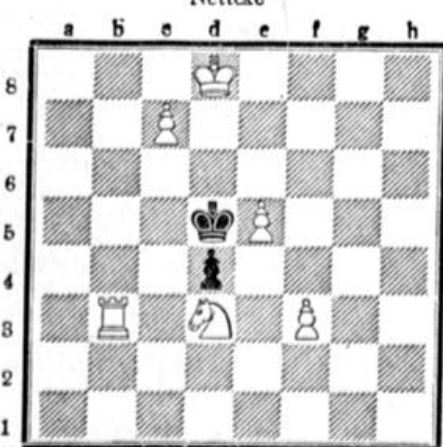
„Und das haben die Leute geglaubt?“

„Ei freilich, warum sollten sie nicht?“

„Sonderbar! Ich wollte schon mal das Gerücht von einer großen Erbschaft austreten, aber das hat mir niemand geglaubt.“

Schachaufgabe

Nettke



Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: 8 Figuren. — Weiß (6 Figuren): König d5, Turm b5, Springer d3, Bauer e7, e3, f3. — Schwarz (2 Figuren): König d3, Bauer d4.

Wieviel bleiben übrig?

Vater Meier ist dabei, den Christbaum zu pflücken. Das heißt, die Pflückung besorgen mehr die Kinder, er verrichtet sein alljährliches Amt, den schönen Schmuck sorgfältig zu verpacken. Zehn Kerzen sind noch am Baum. Er zündet sie an. Die Kinder stehen dabei und sehen zum letztenmal in das Licht. Da fällt Vater Meier etwas ein. „Kinder“, sagt er, „wenn ich von diesen zehn Lichtern drei ausblase, wieviel bleiben dann übrig?“ Die Kinder protestieren, diese Aufgabe sei denn doch zu leicht, und nennen eine Zahl. Diese Zahl ist falsch. Welche ist die richtige?

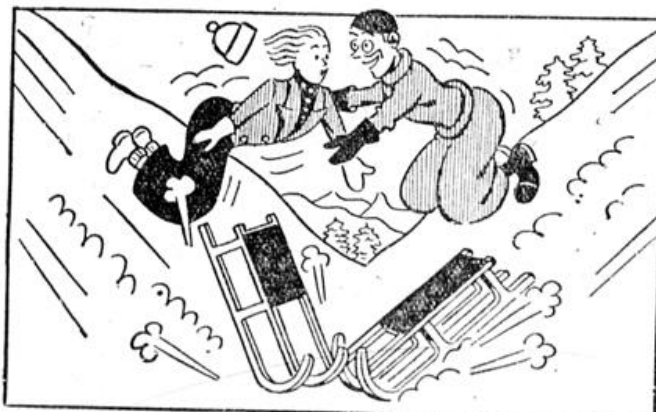
Liebe im Schnee



Die lebende Lawine!
„Wie schön die Dinge zu wissen, daß uns nichts mehr trennen kann.“



„Jungfer Mann, Sie haben gewagt, meiner Tochter einen Heiratsantrag zu machen, warum haben Sie mich nicht erst gefragt?“
„Mein Gott, gnädige Frau, lieben Sie mich auch?“



Kleiner Glücks-Unfall!
„Endlich kommen wir uns näher, Fräulein Meisi!“



„Können Sie nicht etwas schneller gehen, Geron, ich bekomme ja ganz kalte Füße!“



Zeichnung: Krusch

Auf dem Vesuv.

Schotte: „Wie weit ist es noch bis zum Gipfel?“

Einheimischer: „Noch drei Stunden, die Lava ist aber nadelspitz und noch glühend heiß!“

Schotte: „Das macht nichts, ich werde sowieso die Schuhe ausziehen!“

„Du solltest dich schämen, nicht zu wissen, was ein Elefant ist“, sagt Paulchen zu seiner kleinen Schwester.

„Na, Paulchen“, greift da Papa ein, „weißt du es denn?“

Darauf flüstert Paulchen Papa ins Ohr: „Pst, nicht meine Autorität untergraben.“

Der Nörgler

Schnieße ist bei den Keimern seines Stammtafels nicht übermäßig beliebt. Wegen seiner ewigen Nöckerei.

„Zwei Eier im Glas“, bestellt Schnieße. „Aber ich bitte mit aus, daß sie wirklich warm sind. Das Glas müssen Sie natürlich auch anwärmen.“

Der Keimner kommt mit den dampfenden Eiern angeliefert.

„Na, und wo ist das Salz?“

„Das Salz?“ grinst der Ober. „Das wird eben noch mal angewärmt.“

Was du ererbt von deinen Vätern...

Tante Anna ist zu Besuch gekommen. Seit langer Zeit mal wieder.

„Und wie starrst du wieder gewachsen ist!“ stellt sie fest. „Jetzt hat er ganz die Nase vom Großvater. Die großen Ohren — die sind ja von Onkel Max! Die Mundpartie hat er von der Mutter. Na ja, und...“

„Und die Nase vom Vater“, ergänzt des Hauses Herr.

Selbstverfolger.

Zu der Rechenstunde fragt der Lehrer die Kleinsten: „Deine Mutter kost für 40 Pf. Mehl, 10 Pf. Salz und 20 Pf. Öl. Wieviel muß sie dann zahlen?“

„Nichts, Herr Lehrer!“

„Warum denn nicht?“

„Wir haben doch selbst ein Kolonialwarengeschäft!“

„Künftig Mark soll das Zimmer kosten? Ihr Angebot in der Zeitung lautete doch: Zimmer für 20 und 30 Mark zu vermieten?“

„Na also, mein Herr, fünfzig Mark!“

„Eine völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist nur möglich, wenn Sie nicht mehr trinken.“

„Also unheilbar, Herr Doktor!“

Der ganz Schlaue.

Müller: „Nanu, Schulze, du läufst mit Krücken, dir fehlt doch gar nichts?“

Schulze: „Ne, die hab' ich noch bloß für die Elektrische, der volle Stuhl im Wagen kann ich nicht verdragen.“

„Wie geht es Blümchens?“

„Oh, ganz gut; sie leben von Vögeln.“

„Wie?“

„Nun, er ist Totengräber und sie Kunststropferin.“

Gute Rolle.

„Ich war gestern zur Eröffnung des neuen Theaters. Die Musik ist ja wunderbar!“

„So, welche Rolle spielte sie denn?“

„Ich würde Erna gern heiraten, aber leider schied sie.“

„Ach so! Und da bist du bange, daß sie dich bei deinen Seitenprühlungen ertappt?“

Kindermund.

Dubi: „Schau, Vater, ein Hufeisen!“

Vater: „Sieh da, mein Sohn, das hat die Frau Fortuna verloren!“

Dubi: „Hat die denn Pferdebeine?“

Gegenläufe.

Zu den nachfolgenden je zwei Wörtern suche man die Gegenläufe jeder von diesen muß ein Hauptwort ergeben.

1. Der häßlich, 2. Aus verzweifelt, 3. komm immer, 4. Bald, 5. Ich, 6. immer hungrig, 6. Ober marsch, 7. leer, 8. flüchtig, 8. fall nieder.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: Dame g 2 — f 1

Schwarz antwortet mit f 3 beliebig; darauf folgt 2.) f 4 — d 5; D e 6 schlägt Springer d 5; 3.) Springer f 2 — e 4 Abzugsschach und matt.

Verbindungsaufgabe.

Vogel-Lampe, Apfel-Kraut, Licht-Schirm, Luft-Schiff, Raffer-Zug, Laub-Bald, Eis-Berg, Zist-Zein, Zist-Zein, — Valfleib.

Umstellungsaufgabe.

Elfsabeth — Vebalt sie.

Illustriertes Kreuzworträtsel:

Paarrecht: Gase, Ente, Tor, Welt, Turm, Centrecht: Gabel, Kette, Gerre, Stern — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzusetzen.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Erbsüß, 2. Ried, 3. Seae, 4. Idee, 5. Baum, 6. Urne, 7. Rite, 8. Meer, 9. Rite, 10. Unse, 11. Meer, 12. Gata, 13. Rera, 14. Rite, 15. Galt. — Diagonale A-B: Eigenheit.

Geographisches Anagramm.

1. Gallein, 2. Albanien, 3. Mesfienien, 4. Vere, 5. Unna, 6. Rotterdam, 7. Gernrode, — Hamburg.

Scherzfragen.

1. Bei einer Erbschaft, 2. Wenn man sie ist, 3. Mit Scheidewasser.